Phys. m. 257 ke

[Schotus, F. J.]

<36636702160015 S

<36636702160015

Bayer. Staatsbibliothek

[Fr. Schotus]

Des

berüchtigten Zauberers

Christoph Wagners

Leben und Thaten

nach der

alten Tradition aufs neue erzählt.

Neu-Ruppin,

bei Johann Bernhard Kühn.

1798.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

An die Leser.

In unserm aufgeklärten Zeitalter glaubt kein Vernünftiger mehr an Zauberer und zauberische Beschwörungen, vornehmlich deswegen, weil keine Zauberer und Zauberinnen mehr verbrannt, und alle Gaukelspiele, die damals für Zaubereien galten, aus natürlichen Ursachen erklärt werden.

Ich will nicht in Abrede seyn, daß in manchen Gegenden des katholischen Deutschlands, wo es noch dunkel ist, und

wo die Priester die Leute absichtlich in der Dunkelheit und im Aberglauben erhalten, weil ihre Einfalt ihnen den größten Gewinn bringt, noch manche für Zauberer und Zauberinnen gehalten werden, die es nicht sind.

Es könnte auch möglich seyn, daß diese armen Geschöpfe, wenn sie böse Nachbarn und neidische Feinde haben, leicht auf der Folterbank — (vielleicht ist, zur Ehre der Menschheit, dies schreckliche Hülfsmittel die Wahrheit zu erforschen, nirgends mehr im Gebrauch; wollte Gott, daß es wahr wäre!) etwas, wovon ihr Gewissen sie freispräche, gestünden, blos um ihre Leiden zu endigen, und lieber das Leben zu verlieren, da der Tod ihnen willkommner seyn muß, als diese Martern, die, wenn sie auch mit Standhaftigkeit überstanden werden, doch gemeiniglich einen siechen Körper zurück lassen.

Allein es ist zu hoffen, daß diese barbarischen Gewohnheiten in Deutschland bald ganz werden abgeschafft werden, und daß der Hexenprozeß in Glarus das Letzte der Art seyn wird, dafür die Menschheit zurück bebt.

Aus dem, was ich bisher gesagt, wird jeder leicht sehen, daß ich durch Herausgabe dieser Schrift nicht gesonnen bin, den Aberglauben zu befördern; vielmehr ist mein Wille, die angeblichen Zaubereien des Zauberers Wagner lächerlich zu machen.

Die bloßen Erzählungen derselben, so wie sie durch die Tradition zu uns gekommen sind, müssen sie schon in einem äußerst lächerlichen Lichte vorstellen, da sie den verdorbenen Geschmack des Jahrhunderts charakterisiren, worin sie ersonnen sind.

Für uns haben diese Gaukeleien und Erdichtungen keinen Werth, als daß sie

uns eine müßige Stunde vertreiben, die wir mit nichts Besserm auszufüllen wissen. Gewisse Anspielungen aus unsern Zeiten sind nur für diejenigen verständlich, die mit der neuern Kirchengeschichte bekannt sind. Andere, welche die abentheuerlichen Erzählungen vielleicht für Wahrheit halten mögen, können sie zu ihrer Unterhaltung und Erbauung lesen, ohne sich durch meine Anmerkungen irre führen zu lassen. Geschrieben auf meiner Studierstube, im November 1797.

M.

Einleitung.

Als der bekannte Schwarzkünstler und Nekromantist Dr. Johann Faust auf der damals weltberühmten Universität Wittenberg sein Wesen trieb, hatte er zum Famulus oder Diener einen gewissen Christoph Wagner. Man kann weder den Geburtsort noch die Eltern dieses Wagners mit Gewißheit angeben, und hält gewöhnlich dafür, daß er ein Kind der Liebe gewesen sey.

Dr. Faust nahm sich dieses jungen Menschen, um den sich Niemand bekümmerte, väterlich an. Er unterrichtete ihn in verschiede-

nen Wissenschaften, vornehmlich in der Nekromantie, wovon er bekanntlich ein Meister war. Er brachte ihn in der schwarzen Kunst endlich so weit, daß der Schüler wie der Meister Geister citiren, und sie zwingen konnte, seinen Willen in allen Stücken zu erfüllen. Was mir aber lieber gewesen wäre als diese brodlosen Künste, das Vermögen des Dr. Faust, auch dies vermachte er seinem treuen Diener und Begleiter.

Mit dem Vermögen des Dr. Faust hätte sich Wagner sollen begnügen lassen, und nicht so vorwitzig seyn, mit dem Teufel ein Bündniß einzugehen, da er doch leicht vorhersehen konnte, daß es am Ende dem Diener nicht besser gehen würde, als dem Herrn. Allein der Geiz und die Habsucht der Menschen ist so groß, daß sie zur Erreichung ihrer Wünsche lieber zu unerlaubten Mitteln schreiten, als die gewöhnlichen Wege betreten, wodurch sie ein verhältnißmäßiges Glück in der Welt machen könnten.

Wie Wagner vom Dr. Faust einen Geist bekommen.

Dr. Faust setzte, wie ich bereits gesagt, kurz vor seinem Lebensende Wagnern zum Erben seines Vermögens ein, und meldete ihm seinen Entschluß. Wagner damit zufrieden, wünschte sich nun noch mehr, nehmlich den Geist seines Herrn. Er entdeckte sich seinem Herrn, sagte ihm sein Begehren, wie er nach seinem Tode den Geist zu haben wünsche, den er bis dahin gehabt. Das steht nicht bei mir — war Dr. Fausts Antwort — sondern bei dem Geist, der mir nicht länger zu dienen zugesagt. Willst Du aber einen andern Geist haben, durch dessen Kraft Du alles das thun kannst, was ich gethan habe, so will ich Dir einen verschaffen. Doch mußt Du mir versprechen, ihm auch das zu halten, was er von Dir verlangt.

Wagner, außer sich vor Freuden, konnte sich nicht enthalten zu fragen: ob er den Geist auch wohl bald würde zu sehen bekommen?

Ja, wenn Du willst, sogleich — sagte Faust — allein in welcher Gestalt verlangst Du ihn zu sehen?

In der Gestalt eines Affen — versetzte Wagner.

Nach einer kleinen Weile kam der Affe zur Thür herein, machte allerlei Sprünge, woran sich der junge Schüler Wagner ergötzte, und es sich gern gefallen ließ, daß er diesen Geist erst nach dem Tode seines Herrn zu seinem Willen bringen könnte. Dagegen mußte er dem Dr. Faust versprechen, das Bündniß zu halten, und den Geist „Auerhan“ zu nennen, wenn er durch ihn eben das ausrichten wollte, was er durch seinen Mephistophiles verrichtet.

Wie Wagner seinen Geist Auerhan zum erstenmal fordert; und der Erfolg dieser Erscheinung.

Nun waren D. Fausts vier und zwanzig Jahre bis auf einen Monat verflossen; aber seinem Diener Wagner wurde die Zeit zu lang, und er trug täglich mehr Verlangen, den Geist erscheinen zu lassen. Er begab sich daher in das Cabinet, wo D. Faust, nicht — schlief, sondern heulte und wehklagte, daß er nun bald eine

Welt verlassen sollte, wo ihm alles zu Gebot gstanden hatte. Seine Aussichten in eine andere Welt, die er sich vorzubilden suchte, waren so gräßlich, daß er dies Bild gern aus seiner Seele verbannt haben würde, wenn es in seiner Gewalt gestanden hätte. Dr. Faust lag abgemattet auf seinem Ruhebette, und bemerkte seinen Diener nicht.

Diesen Zeitpunkt benutzte Wagner. Die Zubereitungen zu den magischen Operationen wußte er bereits, allein es fehlte ihm eine Conjuration dazu. Das erste und beste magische Buch glaubte er hinreichend zu seinem Zweck. Er schrieb sich eine Conjuration heraus, und verließ augenblicklich das Zimmer seines Herrn.

Zur Beschwörung des Geistes wählte er sich außerhalb der Stadt auf dem Gute seines Herrn eine alte Scheune, die an einem wüsten Orte stand. Um Mitternacht wurden alle Anstalten zu diesem wichtigen Werke getroffen. Er machte einen Cirkel mit vier unterschiedlichen Reifen, darein schrieb er die dazu gehörigen Namen, die an dem Tage zu der Zeit und

Stunde regieren. Hierauf theilte er den Kreis in vier Theile, setzte die vier Weltgegenden, Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht hinein. Nach allen diesen Vorbereitungen stellte er sich in die Mitte des Kreises, mit Pentakeln und Anhängseln versehen; in der rechten Hand hielt er ein Schwerd, womit ein Missethäter hingerichtet worden, und auf welchem die Conjuration geschrieben war. In der linken Hand hielt er ein geweihtes Wachslicht.

Auf diese Art zum Empfang der Geister zubereitet, fing er seine Conjuration beherzt an. Als er sie das erstemal geendigt hatte, sah und hörte er nichts; bei der zweiten Wiederholung zeigte sich Auerhan in einer Affengestalt. Er winkte ihm, er sollte mit der Citation nachlassen und aus dem Kreis gehen. Allein Wagner dünkte sich klüger als der Geist, sein Beschützer, und wiederholte zum drittenmal die nehmliche Beschwörung.

Indessen war Auerhan verschwunden, und es erhub sich ein so gewaltiges Ungewitter, daß Himmel und Erde zusammen zu fallen schienen. Wagner zitterte wie ein Espenlaub und

wußte nicht, was er unter diesen Umständen thun sollte. Ueber und unter sich sah er nichts als Feuer, und die Scheune selbst schien ein einziger großer Feuerklumpen zu seyn. Wagner dachte an weiter nichts als an sein Lebens-Ende. Er saß mitten im Feuer, allein in seinem Cirkel war auch nicht ein Funken.

Drei Stunden hatte er bereits diese Todesangst ausgestanden, und wußte immer nicht wozu er sich entschließen sollte. Es war schrecklich anzusehen, wie unzählige Teufel in scheußlichen Gestalten in dem Feuer herum sprangen; einige waren bewaffnet, und drohten den Wagner umzubringen. Andere hatten blos ihre Kurzweil mit ihm.

Nachdem die Geister den armen Schelm lange genug hatten zappeln lassen, hörte er eine vernehmliche Stimme, die sprach: Was begehrest Du?

Daß Du mir dienest, — antwortete Wagner zitternd.

Ich bin ein Fürst aus Mitternacht — entgegnete der Geist — habe bei mir mehr als eine Legion Geister, und bin begierig zu wissen,

wer mich fordert, und was man von mir haben will?

Wie ist Dein Name? — fragte Wagner weiter.

Ich heiße Abadon — war des Geistes Antwort.

Nun erst merkte Wagner, daß er nicht den rechten Geist citirt hätte. Er wußte nicht, wie er sich diesen Geist wieder vom Halse schaffen sollte, und doch hatte er noch die Dreustigkeit, ihn zu fragen, ob er ihm dienen wolle?

Die Geister verschwanden, ohne auf seine Frage zu antworten. Wagner wartete bis Sonnenaufgang, wollte nun aus dem Kreise schreiten, erschrak aber nicht wenig, als er diesen seinen Vorwitz mit dem Verlust eines Fußes bezahlen mußte, der ihm abgehauen ward, als er den Fuß aus dem Kreise setzen wollte. Erschrocken zog er den Stumpf zurück, verband ihn mit einem Lappen und dem Wachs, das von den Kerzen übrig geblieben war.

Das Schwerd legte er hinter sich, so daß die eine Hälfte desselben über den Kreis heraus reichte. Als er es hernach in die Höhe nehmen

wollte, fiel der Theil, der außerhalb gelegen, ab, und war schwarz wie Kohlen. Als Wagner drei Tage, ohne etwas an Speise zu sich zu nehmen, im Kreise gesessen hatte, sah er seinen Tod vor Augen, und erwartete denselben in einer ziemlich ruhigen Fassung.

Indessen konnte D. Faust nicht begreifen, wo sein treuer Diener und erklärter Erbe seines Vermögens möchte hingerathen seyn. Er erkundigte sich bei seinen Freunden, die ihn besuchten, nach ihm, allein Niemand konnte ihm darüber Auskunft geben. Endlich nahm er seine Zuflucht zu seinem Geist Mephistophiles, den er vor sich forderte, und fragte: wo sein Christoffel wäre?

Das weiß ich recht gut — sagte der Geist höhnisch lächelnd — Aus Vorwitz hat er sich ins Unglück gestürzt, und wo Du ihm nicht zu Hülfe eilst, ist er unwiederbringlich verloren.

Wie geht das zu? — sagte Dr. Faust.

Geh nur nach Deinem Gut — versetzte der Geist — so wirst Du in der Scheune alles erfahren.

D. Faust setzte sich in seinen Wagen, weil

er nicht Lust hatte mit seinem fliegenden Pferd die Reise zu machen. Als er nicht mehr weit von seinem Gut entfernt war, fragte er den Kutscher: was siehest Du auf der Scheune?

Ich sehe viele tausend Raben auf derselben sitzen, — versetzte dieser.

Dr. Faust stieg vom Wagen, hieß den Kutscher gutes Muths seyn, und ging gerade auf die Scheune los. Hier fand er den armen Wagner, seinen treuen Diener, mehr todt als lebendig, er saß noch immer mit zusammengezogenen Beinen in dem Zirkel.

Christoph! — fing sein Herr an — sprich mir die Conjuration nach. Wagner thats mit dem halben Schwerdt in der Hand. Die Geister entfernten sich und fuhren an ihren Ort.

Wagner hinkte aus dem Zirkel, setzte sich zu seinem Herrn in den Wagen und kam hoch erfreut nach Hause, indem er tausendmal den dummen Streich bereuete, den er gemacht hatte.

Wagner legte sich nieder, und schlief vier und zwanzig Stunden lang, bis Dr. Faust ihm Essig und Galle eingab. Als er erwachte,

suchte er sich durch Essen und Trinken wieder zu erquicken.

Dr. Faust tadelte ihn wegen seines Vorwitzes, daß er die Zeit nicht hätte erwarten können, und sagte ihm, daß sein Fehler darin bestanden, daß er die Abdankung der Geister vergessen, und sich um das genauere Verfahren der Beschwörung nicht bekümmert hätte.

D. Faust unterrichtet seinen Diener in der schwarzen Kunst.

Da die erste Probe, die Wagner gemacht hatte, so übel abgelaufen war, nahm er sich vor, keine zweite zu versuchen, sondern Philosophie und Arzneikunde desto fleißiger zu studieren. Sein Herr hatte ihn in der Alchymie und Distilirkunst wohl unterrichtet, so daß er viele herrliche Arzneien machen konnte. Sein Plan war jetzt, nach seines Herrn und Meisters Tode sich davon zu ernähren.

Allein der Teufel war nicht Willens sich einen solchen fetten Braten aus den Klauen reiß-

sen zu lassen; daher er dem Wagner in einer feinen lieblichen Gestalt erschien, und allerlei Possen machte, um ihn dadurch zu gewinnen.

Wagner bat jetzt Dr. Fausten ernstlicher als jemals, ihn in der schwarzen Kunst zu unterrichten, der ihm auch gern darin willfahrte, indem er nur noch zwei Wochen zu leben hatte. Denn ungeachtet der lebhaften Vorstellung, daß er nun bald wegen seiner Vergehungen Rechenschaft geben würde, willigte er doch ein.

Er nahm sein Zauberbuch, erklärte seinem Diener alles, was ihm theils schwer, theils unverständlich war, und stellte praktische Versuche an, um sich durch den Augenschein von seiner Kunst zu überführen. Vornehmlich gab er ihm Unterricht, wie er sich ein andermal besser vorsehen sollte, damit ihm die Geister nicht weiter Schaden thun könnten.

Doch befahl er ihm ernstlich, nicht eher einen Geist wieder zu rufen, als bis er todt seyn würde. Dies sagte ihm Wagner auf Ehre zu; allein die paar Wochen, die er noch warten mußte, dünkten ihm so lang als eine Ewigkeit.

Wie es Wagnern nach dem Tode seines Herrn gegangen.

Nachdem endlich der Teufel dem Dr. Faust seinen verdienten Lohn gegeben, ihm den Hals gebrochen, und ihn jämmerlich zerfleischt hatte, so daß man den Körper stückweis auf dem Mist fand, kamen seine guten Freunde, welche die Nacht bei ihm auf seinem Gute zugebracht, herein, und brachten seinem Diener diese Trauerpost.

Wagner stellte sich bei Anhörung dieser Nachricht untröstlich an, heulte und schrie, nicht sowohl weil er seinen Herrn aufrichtig bedauerte, sondern weil er sich vor einem ähnlichen Schicksal fürchtete.

Er wollte von keinem Trost etwas wissen, so sehr auch die Freunde seines verstorbenen Herrn ihm zuredeten, und ihn zu allem Guten ermahnten. Er hatte sich dem Teufel einmal übergeben, und konnte nun nicht wieder von ihm loskommen.

Indessen schien er doch wirklich sein Leben ändern zu wollen, besuchte den öffentlichen Got=

tesdienst fleißig, und bereuete seine Sünden aufrichtig. Er studirte emsig die Arzneikunde, diente vielen Menschen, nahm von Niemanden etwas für seine Bemühung, und schenkte den dürftigen Patienten sogar die Medicin. Viele Krankheiten, die von andern Aerzten für unheilbar gehalten wurden, kurirte er, und erwarb sich dadurch einen sehr großen Ruhm.

Allein er machte dabei einen so großen Aufwand, daß in kurzer Zeit die ganze Erbschaft seines Herrn aufgezehrt war. Als er nichts mehr hatte, verließen ihn nach und nach seine Freunde, mit denen er sein Vermögen verpraßt hatte. Sein Ruf als wohlthätiger Arzt fiel auch nach und nach, da er nicht mehr Lust hatte die Leute umsonst zu kuriren, noch weniger ihnen Arzneien ohne Geld geben konnte, daher er nothwendig auf andere Mittel fallen mußte, wie er seinen erschöpften Beutel wieder füllen könnte.

Wagner sucht Krankheiten durch übernatürliche Mittel zu heilen.

Die gewöhnliche Art Krankheiten zu heilen, war Wagnern zu gemein, er fiel also auf außerordentliche Mittel, um sich dadurch neue Anhänger vornehmlich unter dem großen Haufen zu verschaffen. Er schrieb dem Namen Gottes eine besondere Kraft und Wirkung zu, indem er dadurch schwere Krankheiten zu heilen hoffte.

Schon in den allerältesten Zeiten ist man darauf gefallen, mit dem Namen Gottes Wunderdinge zu verrichten. Die Schüler des Pythagoras, Orpheus und mehrere Andere von den Alten haben viel darauf gehalten. Vornehmlich ließ sich Wagner durch die Magie und Cabala, welche er fleißig studierte, dazu verführen und durch manche Sprüche der Bibel irre leiten. Von dem Herend Samonico lernte er, daß die Worte Abracadabra, auf folgende Art geschrieben, eine große Wirkung thun sollten:

A B R A C A D A B R A.
A B R A C A D A B R.
A B R A C A D A B.
A B R A C A D A.
A B R A C A D.
A B R A C A.
A B R A C.
A B R A.
A B R.
A B.
A.

Einem Fieber-Patienten dies um den Hals gehängt, würde ihm bald helfen, indem die Krankheit nach und nach so abnehmen würde, so wie sich dies Wort nach und nach verliert. Außer diesem Anhängsel machte er noch mehrere von Gold, worauf hebräische Buchstaben eingegraben waren, welche nicht blos dazu dienen sollten den Menschen beständig gesund zu erhalten, sondern sie sollten ihm auch Glück und Segen bei allen seinen Unternehmungen verschaffen. Die bösen Geister und Gespenster sollten einem solchen, der mit diesem Anhängsel

hängsel versehen wäre, keinen Schaden thun können.

Für Gift und Pestilenz nahm er gedörrte Kröten, stieß sie zu Pulver, nahm davon vier Loth, weißen Arsenik ein Loth, gelben Arsenik ein Loth, Hyacinth und Smaragd jedes ein halb Quentlein, Safran zwei Quentlein. Alles dies mischte er zusammen und machte damit Tragacanth so in Rosenwasser gebeitzet. Hierauf goß er alles in Formen, worauf eine verschlungene Schlange geschnitten war. Dies mußte geschehen, wenn der Mond und die Sonne im Drachenkopf stehet, und geendigt seyn, wenn der Mond in den Drachenschwanz ging. Auf der andern Seite der Form befand sich ein Skorpion; dieser mußte eingeschnitten werden, wenn die Sonne und der Mond im Skorpion beisammen stehen. Nachdem diese Küchelchens in rothen Zindel eingenehet waren, hing er sie dem Patienten um den Hals. Vielen wurde geholfen.

Ein gewisser berühmter Arzt, Jonas Victor, in Leipzig, lernte dies Kunststück von Wagnern, und die Proben, die er damit

machte, entsprachen seinen Wünschen vollkommen. Ich will auch nicht in Abrede seyn, daß die Materien, die dazu genommen, eine heilsame Wirkung thun können; allein die Charaktere, die darauf gedrückt waren, helfen und schaden nichts.

Wagner schrieb auf einen Zettel etwas, band ihn einen Kranken, der die gelbe Sucht hatte, um den Hals, und in einer Nacht war die Krankheit gehoben. So heilte er auch viele Fieber auf eine übernatürliche Art; allein sie kamen nach einiger Zeit wieder, und marterten den Menschen mehr denn zuvor.

Allein woher kömmt es, daß öfters dergleichen übernatürliche Mittel wirklich helfen? Es ist noch immer die Frage, ob sie helfen, wenn auch nach dem Gebrauch dieser Mittel die Krankheit aufhört. Greifen nicht manche Patienten erst zu einem solchen Mittel, wenn sie bereits geschickte Aerzte gebraucht haben? Die eingenommenen Arzneien des Arztes können vielleicht die Wirkung der Genesung hervorbringen, die man dem übernatürlichen Mittel so gern zuschreibt, vornehmlich wenn der

Patient abergläubisch ist. Die Einbildungskraft wirkt öfters auf einen abergläubischen Patienten nicht wenig.

Wagner citirt den Geist — der Erfolg dieser Citation.

Allein auch dieses Erwerbsmittel, Krankheiten durch übernatürliche Mittel zu kuriren, wollte ihn nicht so ernähren, als sein Hang zur Verschwendung erforderte. Er wurde zuletzt so arm und elend, daß er sich auch die nothwendigsten Bedürfnisse nicht mehr verschaffen konnte.

Dies brachte ihn zu dem Entschluß, Wittenberg zu verlassen, und auf dem bekannten und verschrieenen Blocksberge sein Heil zu versuchen. Es fiel ihm ein, daß hier der Ort sey, wo die Zauberer und Zauberinnen ihre Versammlungen halten, und dies brachte ihn auf den Gedanken, seinen Geist, den bekannten Auerhan, um seinen Beistand zu bitten.

Zu dem Ende bereitete er sich zu dieser wichtigen Operation vor, und hütete sich sorgfältig, bei der Conjuration in den zuerst be-

gangnen Fehler zu fallen. Nach einer solchen Vorbereitung zu einer so ernsthaften Sache, bestieg er am andern Tag den Brocken mit einem Balbiergesellen, Claus Müller, den er in Dienste genommen, weil er, wie sein Herr, an dergleichen Teufelskünsten ein Vergnügen fand. Zur Verfertigung der Cirkel, Einschreibung der Namen, waren einige Stunden erforderlich. Mit Untergang der Sonne hingen sie die Pentakeln um, räucherten mit Kuhhörnern und Teufelsdreck. Jeder, der Meister und der Schüler, stand in einem besondern Cirkel.

Gegen neun Uhr fing Wagner seine Conjuration zu sprechen an; er beschwor den Geist Auerhan in gegenwärtiger Stunde vor ihm zu erscheinen, und seine Befehle zu erwarten. Während der Conjuration entstand ein gewaltiger Sturmwind, daß der ganze Berg dadurch erschüttert ward, und die Beschwörer ihren Untergang vor Augen sahen.

An einigen Orten schien der Berg Oeffnungen zu bekommen, und Rauch und Feuer aus demselben aufzusteigen. Claus Müller wollte aus dem Cirkel laufen, allein Wagner warnte

ihn, er möchte dies nicht thun, so lieb ihm Leib und Leben wäre. Dann kam es ihnen wieder vor, als wenn der ganze Berg in Flammen stände; aus diesem Feuer flogen Vögel in die Höhe, die aussahen wie Raben nnd Greifen, welche die Beschwörer zu verschlingen droheten. Dann näherte sich ihnen ein großer Drache, der einigemal an den Cirkel anschlug, so daß Wagner meinte, der Teufel werde ihn sogleich holen.

Er faßte aber doch noch ein Herz, und sprach seine Conjuration zum zweitenmal. Worauf der Drache verschwand, und sich viele Kröten sehen ließen. Unter diesen war eine größer als ein Elephant. Diese kroch dem Wagner über den Cirkel und drückte ihn dermaßen, daß er hätte mögen Blut speien, wovon er über eine halbe Stunde ohnmächtig da lag. Claus Müller hielt seinen Meister bereits für todt, als die scheußliche Kröte auch zu ihm kam, Feuer gegen ihn ausspie, so daß der Gestank und Rauch ihn beinah erstickt hätte.

Wagner kam indessen wieder zu sich, sah nichts mehr von den vorigen Erscheinungen

und fing standhaft zum drittenmal seine Beschwörung zu wiederholen an. Hierauf entstand ein so fürchterliches Krachen, daß alles zu zertrümmern und zu zerbrechen schien. Die ganze Erde drehete sich im Kreise herum und schien zu hüpfen. Der Berg ward erschüttert; die Sterne fielen vom Himmel, und liefen auf der Erde als Feuerflammen herum, bis sie vom Winde zerstreuet wurden. Einige wurden in scheußliche Schlangen verwandelt, und droheten den Wagner mit ihren spitzen Zungen zu erstechen; andere wurden in feurige Drachen umgeschaffen, welche mit einander in der Luft zu streiten schienen.

Als Wagner die Beschwörung geendigt hatte, that sich die Erde auf, und aus derselben stieg ein gewaltiges Feuer empor, welches auf der Erde fortlief, bis es ganz klein wurde, da denn viele hundert seltsame wunderbare Kugeln, feurige Schwerdter und Vögel daraus hervorgingen, daß die ganze Luft damit angefüllt wurde. Nach und nach verloren sich auch diese Erscheinungen und man hörte eine schöne Musik, so daß sich Wagner im Paradies zu

seyn dünkte, und alle ausgestandenen Mühseligkeiten gern darüber vergaß.

Nachdem auch der Rauch verschwunden war, sah Wagner die blinkenden Sterne am Firmament und fand, daß es ein Uhr um Mitternacht war. Der Teufel hatte ihn also eine ganze Stunde geblendet. Die letzte Erscheinung war, daß ein Cameel aus dem Rauch hervorzugehen schien.

Was willst Du? — sprach das Cameel.

Daß Du erscheinest in Gestalt eines Affen, wie Du es meinem Herrn und mir versprochen hast.

Der Geist veränderte sich nun in einen Affen, allein — mit vier Köpfen.

Lege die Köpfe ab — sagte Wagner — und behalte nur einen, wie ein gewöhnlicher Affe.

Der Geist wollte anfangs nicht die Befehle des Wagners respektiren. Dieser nahm daher zur Beschwörung seine Zuflucht, worauf der Geist sich endlich bequemte, eine gewöhnliche Affengestalt anzunehmen.

Zur Belustigung seines neuen Herrn

machte er mancherlei Kapriolen, sprang, tral=lerte und pfiff. Wagnern gefiel das, und frag=te den Geist, ob er ihm wollte zu Willen seyn? Der Geist war davon nicht abgeneigt, wenn Wagner seiner Seits auch die Versprechungen halten wollte, wozu er sich verbindlich machen müßte. Diese bestanden in nichts geringerm, als daß er sich mit Leib und Seele ihm ergeben mußte.

Wagner übergiebt sich dem Teufel mit Leib und Seele.

Anfangs trug zwar Wagner einiges Beden=ken, den Wunsch des Geistes zu erfüllen, in=dem noch einige Gefühle für Tugend und Ge=wissenhaftigkeit in seinem Innern sich regten; allein diese wurden durch den äußersten Mangel an Allem und durch den Hang nach dem Wun=derbaren sehr bald unterdrückt.

Wagner reichte also die linke Hand aus dem Kreise, welche Meister Auerhan sogleich ergriff und so fest drückte, daß das Blut aus den Nägeln heraus sprang. Wagner stutzte, wollte zurück gehen, allein der Geist führte ihn

sogleich bei den Haaren in die Luft, warf ihn ziemlich unsanft zu Boden, hielt ihm ein Stück Jungfernpapier vor, auf welches er mit seinem Blute folgendes schreiben mußte:

„Ich, Christoph Wagner, Studiosus, bekenne mit dieser meiner eignen Handschrift, und thue kund allen Teufeln, in und außer der Hölle, hiermit in Kraft dieser Verschreibung öffentlich, nachdem ich etliche Zeit die freien Künste studiert, darin aber nichts zur Stillung meiner Begierden finden können, als gewöhnliche, trügerische Meinungen, als bin ich dabei nie zu bleiben gesonnen, sondern vielmehr etwas höheres, nicht allein von natürlichen, sondern auch von übernatürlichen, heimlichen und verborgenen magischen Künsten, auch von der Gestirne Lauf, Influenz und Neigung, sonderlich auch von den sieben Planeten, zu lernen, wie mein Herr, Dr. Johann Faust, auch gewußt. Da ich nun dies von Menschen nicht erfahren kann, so hab ich solches bei den höllischen Geistern suchen müssen. Ich habe mir zu dem Ende einen sehr geschickten ausgesucht, der mich dies alles lehren soll. Nämlich

„Erstlich soll gemeldeter Geist, der sich Auerhan nennt, mir zu jeder Stunde und Zeit, es sey bei Tag oder Nacht, zu Diensten seyn, entweder persönlich erscheinen, oder in seinem Namen einen seiner Diener schicken.

Zweitens soll er mir alles sagen, was ich von Geistern und deren Verrichtungen zu wissen verlange.

Drittens soll er mich in der Geometrie, Astronomie, Astrologie, Alchymie und Medicin dergestalt unterrichten, daß ich von Niemanden, wer er auch sey, in diesen Wissenschaften übertroffen werde.

Viertens, sollte ich mit diesen erlangten Wissenschaften nicht genug Geld verdienen können, soll er verbunden seyn, mir so viel Geld zu verschaffen, als ich zu meinem Aufwand brauche.

Fünftens soll er, wenn ich es verlange, sich in einen Pegasus verwandeln, und mich, ohne allen Schaden, in fremde Länder führen.

Sechstens soll er gehalten seyn, mir so viel Mädchens und Frauen zu verschaffen, als ich zur Stillung meiner Lüste verlange.

Siebentens muß er mich die Kunst lehren, alle verborgene Schätze unter der Erde zu wissen und dieselben zu erlangen.

Achtens muß ich alle Thiere, die ich nur haben will, bekommen.

Neuntens muß er mir versprechen, daß Niemand meinen Leib verletzen, oder sonst mir einen Schaden zufügen kann.

Zehntens muß er mich in Possen und Kurzweil unterrichten, und mir die Freiheit geben, dreißig Jahr lang von diesen erlangten Kenntnissen Gebrauch zu machen.

Dagegen übergebe ich nach verflossener Zeit ihm meinen Leib und meine Seele, mit beiden Macht zu haben nach seinem Belieben. Ich entsage Gottes Barmherzigkeit, auf die ich völlig Verzicht thue, begehre auch keinen Theil am Himmelreich in Ewigkeit, sondern will mit Auerhan im höllischen Feuer Gesellschaft halten, und nichts als Elend, Jammer und Noth, ohne Aufhören zu gewarten haben. Zur Bekräftigung dessen habe ich solches mit meiner eigenen Hand geschrieben, auch mit eignem Blut desto gewisser bestätiget u. s. w.""

Erinnerung an die Leser.

Manche werden über diese teuflische Verschreibung erschrecken; andere werden ein grosses Kreuz vor sich machen, damit der Teufel ihnen nichts zu leide thun könne; noch andere werden den Wagner als einen schwachen Menschen bedauern, daß er das Unglück gehabt, in die Hände des leidigen Satans zu fallen.

Ich kann dabei nichts thun, als dem Leser die Versicherung geben, daß ich mich blos nach der alten Tradition gerichtet, und als ein treuer Referent dabei bleiben mußte. Ein jeder kann hierüber seine Privatmeinung haben; wem mit der meinigen gedient ist, der kann sie wissen. Ich halte die ganze Erzählung von dem Zauberer Wagner für einen Schnack, zur Belustigung des Lesers ersonnen; wer sie für Wahrheit halten will, der mag es thun.

Das Reich der Zauberei hat schon längst seine Endschaft erreicht, nachdem der wirklich große Mann, Balthasar Becker, die Thorheit derselben mit Gründen und Beweisen aus der Geschichte dargethan hat.

Der große Haufe schreibt gern Dingen eine übernatürliche Kraft zu, sobald ihm die natürlichen Ursachen unbekannt sind. Oft müssen Männer, die sich durch Erfindungen auszeichnen, sich entweder Charlatane oder Zauberer schelten lassen, wie es zu unsern Zeiten dem berühmten Hofrath Kempele mit seiner Schachmaschine gegangen. Die Klugen gaben dies Kunstwerk für Betrug aus, indem ein kleiner Junge das ganze Spiel in der halben Abtheilung des Spieltisches dirigiren sollte; und die Narren staunten es als Zauberei an.

Des Geistes Antwort auf Wagners Verschreibung.

Das letzte der Verschreibung — sagte der Geist zu Wagner — daß Du mir Leib und Seele übergiebst, lasse ich mir gefallen; allein unmöglich kann ich Dir alle zehn Punkte ohne alle Einschränkung bewilligen. Ich habe mich nicht zu Dir gedrängt, sondern Du hast mich zum Theil mit Gewalt gezwungen, mich mit Dir zu verbinden; es wird also ganz von mir

abhängen, in wie fern ich Deinen Willen erfüllen will.

Die verlangten dreißig Jahre, die ich Dir dienen soll, kann ich Dir unmöglich bewilligen. Du mußt mit fünf Jahren zufrieden seyn; doch will ich Dir freiwillig noch so viele Jahre mehr zugestehen, so viel Seelen Du mir zuführen wirst.

Deine mir vorgeschriebenen Punkte werde ich eben so wenig alle, als sie immer halten, wenn es Dir gefällt. Von Deinem Betragen wird es abhängen, ob ich Dein Begehren willfahren kann oder nicht, je nachdem Du Dich in mich schicken kannst oder nicht.

Wagner hatte einen solchen Betrug des Teufels nicht vermuthet. Der erste Schritt war aber einmal gethan, daher mußte er ohne Widerrede in des Geistes Begehren willigen. Er bequemte sich daher ganz in den Willen des Geistes, doch bat er sehr um die Verlängerung des einzigen Termins.

Der Geist wurde darüber ärgerlich, und sagte voller Zorn, daß wenn er nicht mit fünf

Jahren zufrieden wäre, er ihm nur vier accordiren würde.

Wagner schwieg, der Geist verließ ihn, und es erscholl eine so angenehme lieblich tönende Musik, daß Wagner dergleichen noch nie in seinem Leben gehört hatte. Dies war gewissermaßen Ersatz für die vielen ausgestandenen Plagen. Er stieg mit seinem Gesellen den Berg herab, ging nach Halberstadt und kehrte daselbst in dem vornehmsten Wirthshause ein.

Wagners wunderbares Abentheuer in Halberstadt.

Beim Eintritt in die Wirthsstube bemerkte Wagner eine ziemlich alte Magd, die mit einem kleinen Hündchen spielte, das sie auf dem Schooße sitzen hatte.

Wagner bildete sich ein, daß er aus Ermangelung einer bessern, die Nacht wohl bei diesem Mädchen zubringen könnte, und leitete das Gespräch darnach ein. Allein er hatte sich gewaltig geirrt; denn entweder war das Mädchen wirklich keusch und enhaltsam, oder sie

machte blos die Spröde, weil gerade viel Edelleute in dem Zimmer gegenwärtig waren, oder sie hatte schon zu lange das lose Spiel getrieben, daß sie weiter kein Vergnügen mehr daran fand.

Mit einem Wort, die Zofe beantwortete seine Liebkosungen und Galanterien mit Schimpfworten und Repliken, die ihm unmöglich gefallen konnten, vornehmlich da er in Gegenwart so vieler Junker prostituirt ward. Er spielte daher dem armen Mädchen einen Streich, wodurch sie ihren Widerstand sehr theuer bezahlen mußte.

Welch ein großes Wunder! Er verwandelte ihr Hündchen in etwas, womit die Mädchen zwar auch gern spielen mögen, aber nie anders als unter vier Augen. Das Ding war von einer ungeheuren Größe, so daß alle Umstehende sich davor gräßlich entsetzten, nur das Mädchen nicht, die immer glaubte, ihr geliebtes Hündchen im Arm zu haben. Sie wunderte sich zwar, warum die Umstehenden ein lautes Gelächter aufschlügen; allein da sie die Ursach davon nicht errathen konnte, spielte sie

mit

mit ihrem Hündchen nach wie vor, streichelte und liebkosete es auf eine Art, daß alle Umstehende noch lauter lachten, als zuvor.

Indessen kam die Wirthin in die Stube, bemerkte das scheußliche Ding in den Händen ihrer Magd, wie sie mit demselben spielte und Kurzweil trieb, und sagte zu ihr:

Was tausend Teufel hast Du hier für ein garstiges Ding? Schämst Du Dich nicht vor den Leuten, die umher stehen?

Es ist mein Hündchen, — sagte die Magd.

Was? Dein Hündchen? Ich glaube Du bist verrückt! — sagte die Wirthin.

Da öffnete Wagner dem Mädchen die Augen, daß sie es auch sehen konnte, was es war. Urplötzlich sprang sie auf, schüttete das Etwas aus der Schürze auf die Erde, das, indem es fiel, wie ein Hund bellte. Wagner verblendete das Mädchen, daß sie die Thür nicht finden konnte. Sie sah sich um, bemerkte auf der Erde ihren Hund und hob ihn auf.

Es war freilich ihr Hund, allein die andern sahen immer das, was Wagner wollte, daß sie sehen sollten. Sie vexirten das Mäd-

chen, daß es mit ihrem Hündchen aus der Stube in die Küche lief. Die Küchenmägde, die nichts von dem Vorgefallenen wußten, sahen nun auch das gräßliche Ding, lachten und schämten sich und wußten nicht, was sie von dieser Erscheinung denken sollten.

Die Wirthin, welche jetzt merkte, daß ein Schalkhafter unter der Gesellschaft diese Kurzweil trieb, befahl dem Stubenmädchen, den Hund bis auf den Abend einzusperren.

Das Mädchen sperrte sich zugleich mit ihrem Liebling ein, der aber seine wahre Gestalt noch nicht erhalten hatte, spielte mit dem Dinge, und wer weiß, was sie damit noch mehr machte.

Wagner reiste den andern Morgen fort, allein der Hund blieb bis auf den dritten Tag verwandelt, wo er seine wahre Gestalt wieder erhielt. Ob sich das Mädchen über diese Verwandlung freuete, laß ich dahin gestellt seyn.

Wagners Gespräch mit dem Geist über die Hölle und die bösen Geister.

Wagner wünschte jetzt sich mit seinem Geist Auerhan allein zu unterreden über die Hölle und die bösen Geister. Als er nun auf seiner Wanderschaft in ein Dorf, an der Saale gelegen, kam, wählte er dazu eine alte Badstube. Hierin begab er sich, und ließ indessen seinen treuen Diener, Claus Müller, vor der Thüre Wache halten.

So bald Wagner allein und etwas gefaßt war, forderte er den Geist vor sich. Derselbe erschien ihm augenblicklich und fragte ihn: was sein Begehren wäre?

Ich will Dir einige Fragen vorlegen — sagte Wagner — welche Du mir nach der Wahrheit beantworten mußt. Ich will Nachricht haben von den Teufeln, will die Zahl derselben wissen, und die Beschaffenheit der Hölle von Dir hören.

Du mußt nicht von so großen Dingen anheben — erwiederte der Geist, indem er sich weigerte, ihm diese Geheimnisse zu entdecken —

Du mußt Dich erst nach Kleinigkeiten erkundigen. Ueberdies wird es so gar lange nicht mehr dauern, daß Du selbst hinein kommst; da wirst Du alles erfahren. Verlangst Du etwas von natürlichen heimlichen Dingen zu wissen, bin ich bereit, Dir darüber die nöthige Auskunft zu geben.

Indessen Wagner mit dem Geist diese merkwürdige Unterredung hielt, bemerkte Claus Müller auf seinem Posten, daß sehr viel Bauern, mit Mistgabeln bewaffnet, in Gesellschaft ihrer Hunde, sich der Badstube näherten.

Ein altes Weib hatte nehmlich die beiden Geisterbeschwörer in die wüste Badstube hineingehen sehen, und merkte Unrath. Ihre Vermuthung entdeckte sie ihrem Manne, und dieser machte seine Nachbarn darauf aufmerksam, so daß in kurzer Zeit die ganze Gemeine bewaffnet erschien, mit dem festen Vorsatz, die beiden Fremden gefangen zu nehmen und sie genau zu examiniren.

Müller bemerkte kaum die Annäherung der Bauern, als er ein Geschrei erhob, um seinen

Herrn darauf aufmerksam zu machen. Wagner lief daher, was er laufen konnte. Er kam an ein Wasser, das ziemlich breit war, so daß er nicht wußte, wie er hinüber kommen sollte. Durch den treuen Beistand Auerhans war er er sogleich hinüber.

In diesem Augenblick bemerkte er, daß die Bauern dicht hinter ihm waren; allein Auerhan blendete sie dergestalt, daß sie kein Wasser zu sehen glaubten, und immer in der Meinung waren, daß sie auf einer Ebene wären. Dies gab Veranlassung zu einer sehr artigen Kurzweil, indem die Bauern sämmtlich in das Wasser hinein plumpten. Jeder suchte so gut sich zu retten als er konnte; allein indem einer heraussteigen wollte, zogen ihn die andern wieder zurück. Erst nachdem sie sich recht rein gewaschen hatten, wurden ihre Augen aufgethan und sie sahen, daß sie im Wasser waren, und allmählig stiegen sie heraus.

Wagner vermißte indessen seinen treuen Diener, den zwei Bauern ertappt und gefangen genommen hatten. Der Geist Auerhan wußte ihn geschwind zu retten. Er nahm die

Gestalt eines Affen an, sprang vor den Bauern her und machte mancherlei Possen, die ihnen gefielen. Darüber vergaßen sie ihren eigentlichen Zweck, den Claus fest zu halten, und liessen vielmehr nach dem Affen, um ihn zu haschen. Diesen armen Tröpfen ging es eben so, als den erstern Bauern, sie fielen alle in die Saale. Ihr Gefangener entwischte ihnen und wurde von Auerhan durchs Wasser getragen.

Ewig Schade, daß die Unterredung des Geistes mit Wagnern auf eine so einfältige Art unterbrochen worden. Doch der große Geisterfreund Schwedenborg hat uns in seinen unsterblichen Werken weit mehrere Dinge offenbaret, die kein Auerhan dem Wagner entdecken konnte.

Wagner verkauft an einen Juden in Prag einen Papagey, der hebräisch und griechisch sprechen konnte.

Wagner begab sich hierauf nach Böhmen. Es war ihm sein Geld ausgegangen, und weil der Geist ihm keins verschaffen wollte, mußte er

auf andere Mittel bedacht seyn, sich selbst welches zu verschaffen.

Er sah eine Elster fliegen, die er durch seine Kunst fing. Hierauf bat er den Geist, daß er dieselbe in einen Papagey verwandeln möchte, der mancherlei Sprachen reden könnte. Dies geschah, und so trug er einen sehr schönen Papagey durch Prag.

Hier begegnete er einem Juden, den der Papagey auf hebräisch anredete: ob er Lust hätte ihn zu kaufen? Der Jude erstaunte darüber nicht wenig, und fragte Wagnern, ob der Papagey ihm gehöre?

Wagner beantwortete die Frage mit Ja. Er erzählte, daß er den Vogel auf der Insel Cypern von einem Kaufmann bekommen und viel Geld dafür gegeben hätte. Er wäre Willens den Papagey an einen vornehmen Herrn zu verkaufen, der ihn gewiß sehr gut bezahlen würde.

Indessen ging ein alter Rabbi, ein reicher Kauz, vorbei, der sich nicht wenig wunderte, als der Papagey ihn ebenfalls auf hebräisch fragte: ob er nicht Lust hätte, ihn zu kaufen?

Der reiche Jude erstaunte über eine solche unerhörte Erscheinung; allein sein Erstaunen nahm sichtbar zu, als er sogar alle Fragen, die er dem Vogel vorlegte, richtig beantworten konnte. Der Papagey schien ihm im Vertrauen zu erzählen, wie er bereits hebräisch, griechisch und lateinisch gelernt hätte, auch würde er eben so leicht die deutsche Sprache lernen, wenn er lange in Deutschland bleiben sollte.

Dem Juden gefiel der Vogel und überlegte, daß er, wenn er ihn kaufte, dabei nicht geringen Profit machen würde. Er fragte daher den Besitzer, wie hoch er den Vogel hielt?

Er ist mir um zweitausend Kronen feil — sagte Wagner.

Das ist etwas theuer Fleisch — sagte der Jude — ich will Dir tausend Kronen geben.

Unter zwölfhundert Kronen lasse ich den Vogel nicht — erwiederte Wagner.

Endlich wurden sie einig, daß Wagner zwölfhundert Kronen dafür nahm. Der Jude war mit seinem Kauf zufrieden, nahm den Vogel mit nach Hause, und Wagner konnte sich

Glück wünschen, daß er die Elster so theuer verkauft hatte.

Bald nachher besuchte ein anderer Jude den Rabbi in seinem Hause, wunderte sich über die Geschicklichkeit des Papageyen, und nahm sich vor, ihn heimlich entweder wegzustehlen, oder zu vertauschen. Das letztere Projekt war leichter auszuführen, als das erstere. Er kaufte nehmlich für 30 Rthlr. einen andern Papagey, und setzte ihn in Abwesenheit des Rabbi an die Stelle des kunstreichen.

Kaum war der Betrüger mit dem Vogel, den er in einem Käfich hatte, auf der Straße, als der Papagey ein so gewaltiges Geschrei erhub, daß alle Leute herbei liefen, indem Jedermann wissen wollte, was das zu bedeuten hätte.

Der Vogel wurde zusehens größer im Bauer, daß er endlich in demselben nicht mehr Platz hatte, sondern denselben zerbrach, sich in einem Affen verwandelte, und den Juden einen Schelm und Dieb schimpfte. Der Jude eilte, was er konnte, nach Hause.

Das Gerücht von dem entwendeten oder

vertauschten Vogel ward bald in der Stadt ruchtbar. Der Rabbi merkte den Betrug nur zu bald, verklagte den Betrüger vor Gericht und erhielt ohne Umstände die zwölfhundert Kronen, die er Wagnern bereits ausgezahlt hatte.

Wagner, erfreut über den Betrug den er angerichtet, verließ plötzlich die Stadt, und war darauf bedacht, wie er an andern Orten ähnliche Betrügereien spielen wollte.

Wie Wagner in Wien einen Weinhändler betrügt.

Wagner war Willens nach Welschland zu reisen, und nahm seinen Weg über Wien. In dieser Kaiserstadt ging er in einen Weinkeller, ließ sich eine Flasche Wein geben und trank dieselbe auf ein paar Züge aus.

Was soll ich geben — fragte Wagner den Wirth — wenn ich diesen Abend für meine Person so viel trinken kann, als ich will?

Der Wirth verlangte nur eine Kleinigkeit, weil Wagner bereits eine Flasche getrunken,

da sich denn leicht berechnen läßt, was einer noch zu trinken im Stande ist.

Wagner zahlte das verlangte Geld und forderte jezt eine Flasche Wein nach der andern.

Der Kellerwirth wunderte sich nicht wenig, daß sein Gast so viel trinken könnte; denn er hatte schon mehrere Weinflaschen über das dafür bezahlte Geld ausgetrunken.

Nun will ich aber auch gehen — sagte Wagner — das einzige sey mir jedoch erlaubt, daß ich noch einen Trunk aus einem frischen Faß Wein thue.

Der Wirth, der bereits so viel verlohren, konnte sich nicht gut, vermöge des Contraks, weigern, seinen Wunsch zu erfüllen.

Er machte daher auch weiter keine Umstände, ihn in den Keller zu führen, und ihm frei zu stellen, von welchem Faß er diesen frischen Trunk thun wollte.

Wagner wählte sich ein gutes Faß, nahm es in seine Hände, hub es auf und kehrte den Spund zum Munde und that einen so starken Zug, daß nichts weiter darin blieb, als die He=

sen. Der Wirth wußte nicht, was er davon denken sollte, um so mehr da Wagner nicht berauscht zu seyn schien, sondern als ein ganz nüchterner Mensch zum Keller hinaus ging.

Wagner fuhr mit seinen Gesellen auf der Donau.

Wagner wischte sich das Maul und bekümmerte sich wenig darum, wie lange sich der Wirth über das Vorgefallene wundern möchte. Nachdem er diesen derben Trunk verdauet, nahm er sich vor, die Donau herauf zu schiffen. Er rufte zu dem Ende seinen Geist, um ihm bei seiner Wanderschaft beizustehen. In Gesellschaft seines Freundes ging er an das Ufer und erkundigte sich, ob nicht ein Schiff nach Regensburg gehen würde.

Er bekam zur Antwort: über den andern Tag sollte er sich wieder einfinden. An dem bestimmten Tage setzte er sich ins Schiff, und schien seine Verwunderung zu bezeugen, daß man so viele Pferde anspannte, um das Schiff fortzuziehen.

Auf seine Erkundigung gab man ihm die

nöthige Erklärung darüber, und die übrige Schiffsgesellschaft, die aus Studenten und andern lustigen Leuten bestand, schien über seine Unwissenheit sich nicht wenig zu wundern.

Wagner lachte sie noch weit mehr aus. Was hat man erst so vieler Pferde nöthig — sagte er — da man das Schiff auf eine weit leichtere Art fortziehen könnte?

Auf was Weise soll dies geschehen? — fragte der Schiffer, der auf das Gespräch der Passagiere hörte — darüber haben sich schon viele kluge Männer die Köpfe zerbrochen. Blos durch ein Wunder wäre so etwas zu Stande zu bringen.

Ich habe einen Affen bei mir — sagte Wagner — der soll es wohl ganz allein fortziehen.

Hält der Herr mich für einen Narren? — versetzte der Schiffer in einem sehr ernsthaften Ton. — Ich bin kein Kind mehr, und werde mich nie von solchen einfältigen Reden bethören lassen.

Und ich behaupte im ganzen Ernst — fuhr Wagner fort — daß mein Affe diese Kunst

versteht. Wer Herz und Lust hat funfzig Thaler auf die Wette zu setzen, der trete her. Hier liegen meine funfzig Thaler — indem er dies sagte, hatte er bereits das Geld aus der Tasche gezogen.

Ein reicher Kaufmann, der mit unter der Schiffsgesellschaft war, wunderte sich nicht wenig über die seltsame Wette, die Wagner anbot. Er stellte ihm vor, daß er die Wette gewiß verlieren würde, er möchte also lieber sein Geld wieder einstecken, als auf eine so muthwillige Art verschleudern.

Wagner stellte im Gegentheil dem Kaufmann vor, daß wenn er Herz und Muth genug hätte, so möchte er doch eben so viel Geld dagegen setzen, oder er wollte auch, wenn er Lust dazu hätte, eine noch höhere Wette eingehen.

Der Kaufmann sagte heimlich zum Schiffer: ich merke wohl, der junge Herr da hat zu viel Geld, und möchte gern etwas leichter werden, ich will willig dazu beitragen, vielleicht wird es mit ihm besser, wie einem Kranken nach einer Purganz. Der Kaufmann ging

die Wette ein, setzte funfzig Thaler dagegen, und versprach dem Schiffer fünf Thaler, wenn er die Pferde ausspannen wollte.

Nachdem die Wette geschlossen, nahm Wagner seinen Affen, der sich ganz traurig gebährdete, und stellte ihn an die Leine, um das Schiff fortzuziehen. Der Affe konnte und wollte nicht ziehen. Es erhub sich ein großes Gelächter und der Kaufmann glaubte ganz sicher, er hätte bereits die Wette gewonnen.

Verspielt! Verspielt! — rief der Kaufmann — besser wärs, wenn hundert Thaler stünden.

Ist es Ernst — sagte Wagner — so soll es so viel gelten.

Der Kaufmann war es zufrieden, und jeder von beiden setzte hundert Thaler.

Wagner nahm hierauf eine Peitsche, und wollte dem Affen einen Schlag geben; allein noch ehe er ihn traf, strengte jener seine Kräfte an, streckte die Leine hübsch aus, und das Schiff ging schneller und regelmäßiger, als es die Pferde ziehen konnten. Ueberdem machte der Affe bei seiner schweren Arbeit noch mancherlei

Kurzweil, daß sich die Zuschauer darüber verwunderten, und der Kaufmann sich in den Kopf kratzte.

Wagner nahm das gewonnene Geld zu sich und ließ den Kaufmann sorgen, wie er es wieder gewinnen würde. Der Affe zog indessen das Schiff immer fort, so daß die meisten von der Schiffsgesellschaft lieber gesehen hätten, daß er stille gehalten. Endlich winkte Wagner dem Affen und er stand stille. Man brachte hierauf die Pferde, spannte sie ein und ließ durch sie das Schiff fortziehen.

Indessen entstand ein gewaltiger Streit unter den Studenten, indem jeder die Ursache dieses seltsamen Phänomens erforschen wollte. Einige hielten die ganze Sache für eine Verblendung, indem es nur blos geschienen, als wenn das Schiff fortgegangen, da es doch stille gestanden hätte. Andre glaubten, Wagner wäre ein guter Astronomus, verstünde genau die Lage und Beschaffenheit des Windes und Regens, wornach er sich zu richten gewußt. Noch andere behaupteten, er wäre ein wirklicher Zauberer, der die Elemente mit ein paar Worten

ten zwingen und nach seinem Willen lenken könnte.

Einer von den letztern wurde für den Paracelsus selbst gehalten, indem er sich viel mit Wagnern abgab, und ihm manche gelehrte Fragen vorlegte, die dieser nicht immer richtig zu beantworten wußte.

Noch ein anderer meinte, daß, wenn die Sache natürlich zuginge, mü te zwischen dem Schiff und dem Affen eine Sympathie obwalten, welches er mit dem Beispiel des Fisches Echines zu beweisen suchte. Dieser Fisch ist sehr klein, kann aber, wenn er sich einmal an ein Schiff hängt, dasselbe so fest halten, daß es, des Windes und Wetters ungeachtet, nicht von der Stelle gebracht werden kann. Eben eine solche Beschaffenheit meinte er, müßte es auch mit dem Affen haben.

Diese Meinung nahmen die meisten von der Schiffsgesellschaft an, vornehmlich da Wagner selbst behauptete, daß sich die Sache in der That so verhielte. Um dies zu beweisen, rief er den Affen zu sich, warf ihn ins Wasser, worin er schwamm, dann sprang er

wieder ins Schiff, und bei dem Sprung neigte sich das Schiff ganz auf eine Seite, so daß Jedermann glaubte, es würde umfallen, allein es richtete sich plötzlich wieder auf, stand still, so daß die Pferde es nicht fortziehen konnten.

Hierauf sagte Wagner, der Affe hätte eine ähnliche Eigenschaft an sich, als der Magnet, der das Eisen an sich zöge. Würde das Schiff frei, so müßte es immer dem Affen folgen. Eben so, als wenn man ein kleines Schiff mit Eisen beschlagen in ein Faß mit Wasser setzt, und am Rande einen Magnetstein hält, so müsse das Schiff nach dem Willen dessen, der den Magnet leitet, in dem Wasser herum fahren. Auf die nehmliche Art verhalte es sich mit dem Affen und dem Schiff; jetzt aber, da der Affe auf dem Schiff säße, könnte es durch keine äußere Gewalt fortgebracht werden.

Die Studenten ließen sich durch diese Trugschlüsse betrügen. — Wie mancher Professor verstehet nicht noch jetzt die Kunst mit seinen eingeschränkten Kenntnissen Aufsehen zu machen, indessen einer von seinen weit geschickteren Kollegen aus seinem Hörsaal Stuben

machen muß, um den großen Raum doch in etwas zu benutzen, weil seine paar Zuhörer wohl in einem kleinen Zimmer Platz haben! und selbst Theophrastus Paracelsus war nicht davon frei. Er wollte in der Folge dies Kunststück, das er für seine eigne Erfindung ausgab, selbst in Ausübung bringen, indem er erst einen Versuch machte, ob die Affen zum Ziehen des Pfluges gebraucht werden könnten. Er ließ daher mit großen Kosten welche kommen, spannte sie ein, und wollte sie nach und nach gewöhnen, größere Lasten zu ziehen; allein sie zogen nicht ein Quentchen mehr, als gewöhnlich Affen zu ziehen pflegen. So hatte ein Affe dem andern Affen durch wenig Affen ein Affenspiel gemacht.

Der Schiffer, der sich in die Streitigkeiten der gelehrten Herren nicht mischen konnte, und von allem nichts verstand, machte sich darüber arge Gedanken und bat Wagnern ganz höflich, weil gerade jetzt eine Gelegenheit wäre, möchte er aus dem Schiff steigen und sie allein fahren lassen, damit es nicht andern frommen Leuten übel gehen möchte, weil sie, so lange

der Affe im Schiff wäre, nicht von der Stelle kommen könnten. Wagner ließ sich mit einem Kahn ans Land fahren; der Affe sprang von selbst heraus. Das Schiff ging seinen gewöhnlichen Lauf fort und Wagner war mit der erschnappten Beute zufrieden.

Wagner giebt in Wien ein großes Gastmahl, und reist von da nach Padua in Welschland.

Wagner ging in die Stadt, und da sein Abentheuer bald bekannt wurde, fanden sich viele, die mit ihm Bekanntschaft machten, ihn zum Essen einladeten, um von ihm manche lustige Kurzweil zu sehen. Allein Wagner nahm diese Einladungen nicht an, sondern bat sie vielmehr ihn in seiner Wohnung zu besuchen. Er würde sich — sagte Wagner — ein Vergnügen daraus machen, sie vor der Stadt auf seinem Vorwerk zu bewirthen; allein er hätte weder Fässer noch Trinkgeschirr. Wenn sie in diesem Punkt Rath zu schaffen wüßten, wollte er sie nicht allein gut bewirthen, sondern er wollte sie auch die Nacht beherbergen.

Jeder von den Eingeladenen brachte daher silberne und vergoldete Becher und Trinkgeschirre mit, um sich damit zu zeigen. Indessen schickte Wagner seinen Claus nach Töpfen und Krügen, die er auf das Vorwerk bringen sollte; Wagner blieb am Thor stehen und wartete auf die eingeladenen Herren.

So bald diese kamen und eine Weile mit ihm gegangen waren, zeigte er ihnen auf dem Felde ein hübsches Haus, das mit vielem Geschmacke erbauet, allein von Niemanden vorher gesehen worden war. Wagner erzählte ihnen, daß er es von Grund aus hätte bauen lassen.

Als man ins Haus hinein kam, bemerkten 'sie viele Domestiken, und überall in den Zimmern eine Pracht, darüber sie sich nicht wenig verwunderten', und dem Besitzer aller dieser Herrlichkeiten eine fürstliche Ehre erzeigten.

Man setzte sich sich zu Tische. Die köstlichsten Gerichte wurden aufgetragen und die herrlichsten Weine aufgesetzt. Die lieblichste, harmoniereichste Musik ließ sich hören. Zur Ergötzung der Gesellschaft erschienen zwölf Affen,

die einen Reihen so regelmäßig tanzten, als es ein Tanzmeister nur immer konnte.

Die Speisen, die man auftrug, waren von der Beschaffenheit, daß kein Fürst sich derselben schämen durfte. Ungarische, spanische, italiänische und welsche Weine reichte man den Gästen, so daß sie nur nach Belieben wählen konnten.

Ehe die Tafel aufgehoben ward, erschienen drei Bären, welche mit ihren künstlichen Tänzen die Gäste belustigten. Sodann erschienen Pygmäen, kaum einer Spannen hoch, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche eben so sonderbare als unzüchtige Tänze tanzten.

Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft auf einem Rasenplatz, wo sie sich mit Tanzen nach einem harmonischen Saitenspiel erlustigte. Waren die Gäste vom Tanzen ermüdet, so gingen sie an einen Teich, der nicht weit von dem Lustschloß war, und ergötzten sich am Fischfang. Sie fingen seltsame wunderbare Fische, die Niemand vorher gesehen hatte; al-

lein sie konnten sie nicht fortbringen, weil Wagner es verboten, einen mitzunehmen.

Das Frauenzimmer entfernte sich nach und nach; jeder von den Gästen schlief in dem schönen Garten auf dem grünen Rasen ein. Wagner ersah jetzt seine Zeit, nahm die Becher und silbernen Trinkgeschirre mit sich und ließ die armen Schlucker bis an den hellen Mittag schlafen.

Als sie endlich von ihrem Rausch ziemlich spät erwachten, wunderten sie sich nicht wenig, daß sie, anstatt in einem schönen Garten, unter dem Galgen lagen. Ueber ihren Köpfen sahen sie die Diebe hängen, neben ihnen lagen vermoderte Knochen, und anstatt der silbernen und vergoldeten Trinkgeschirre hatten sie irdene Töpfe in ihren Händen.

So bald sie munter geworden waren, suchten sie sich von einem so verdächtigen Ort zu entfernen, und gingen ganz niedergeschlagen nach Hause. Ihren Freunden sagten sie kein Wort davon, und wenn nicht ein gutwilliger Mann seiner Frau die ganze Geschichte ausgeplaudert hätte, würde niemand ein Wort er-

fahren haben, und selbst der Geschichtschreiber hätte diese Geschichte seinen Lesern nicht zum Besten geben können.

Wagner studiert zu Padua in Welschland ein halbes Jahr.

Wagner reiste von Wien nach Padua in der Absicht, auf dieser Universität zu studieren. Er miethete sich ein eignes Haus, um seine Schelmstreiche desto besser ausführen zu können. Um zu seinem Zweck zu kommen, las er in solchen Schriften, die von übernatürlichen Dingen handeln. Dies waren die Schriften Zoroasters, Hermes Trismegistus, Jamblichius, Albertus Magnus und mehrere andere von dieser Art. Vornehmlich aber las er ein gewisses Buch, das er unter dem Nachlaß des Dr. Faust gefunden hatte, und von ihm selbst aufgesetzt war.

Schon seit langer Zeit hatte Wagner die Bibel nicht angesehen, jetzt fiel es ihm ein, in derselben zu lesen. Er fing mit dem ersten Buch Mosis an; ehe er aber die drei ersten

Kapitel gelesen, erschien ihm sein Geist, und rief ihm fürchterlich zu, er sollte mit Lesen aufhören, oder er würde ihm den Hals brechen. Wagner kehrte sich an diese Drohung nicht, und der Geist griff ihm wirklich an die Kehle, um diese Drohung wahr zu machen, bis Wagner das Buch wegiegte und versprach, nie wieder darin zu lesen.

Der Geist verschwand hierauf und kam in acht Tagen nicht wieder. Wagner wünschte gern mit dem Geist etwas zu sprechen, er beschwor ihn also zu ihm zu kommen und der Geist erschien.

Was ist Dein Begehren? — fragte der Geist.

Ich wünschte mit Dir mancherlei zu sprechen — war Wagners Antwort — wenn Du Zeit hast.

Morgen früh bin ich bei Dir — entgegnete der Geist — da kannst Du von mir alles erfahren, was Du gern wissen willst. Doch mache mir einen guten Geruch von Menschenblut, wenn es seyn kann von dem Blut eines jungen unschuldigen Knäbleins und Allraun.

Wagner war nun darauf bedacht, wie er Knabenblut bekommen sollte, und hatte mancherlei mörderische Absichten im Sinn. So sah er einen kleinen Knaben, den Sohn eines armen Mannes, auf der Straße gehen, und er hatte die Absicht, denselben zu fangen, und zu seinen bösen Absichten zu gebrauchen. Allein das Kind wurde wunderbar gerettet, fiel im Laufen über einen Stein, und Wagner erreichte seine Absicht, aus der Wunde das Verlangte zu bekommen.

Am andern Morgen opferte Wagner dem Teufel den lieblichen Geruch. Der Geist erschien ihm bald nachher mit der herrlichsten Musik und brachte noch zwei Geister mit. Der eine hatte die Gestalt eines Haushahns, doch viel größer als die gewöhnlichen, er hatte feurige Füße und einen feurigen Kamm, und beim Schwingen seiner Gefieder fuhren lauter feurige Strahlen aus seinen Federn heraus; der andere hatte die Gestalt einer schönen Jungfrau, nackend, doch hatte sie vorn einen schönen Busch von Straußfedern, damit Wagner das nicht sehen sollte, was sie damit bedeckte. Mei-

ster Auerhan kam in der Gestalt eines Löwen, mit einem großen langen Schwanz und hinten einen Knollen Feuer, aus seinem Rachen blies er Feuerfunken und seine Klauen waren wie ein glühendes Eisen, so daß es da tief einbrannte, wohin er trat.

Wagner erschrak zwar anfänglich über diese Erscheinung; allein da er versichert war, der Teufel würde sein Wort halten, faßte er ein Herz. Die Jungfrau gefiel ihm und er wünschte ihren Besitz; doch mußte er erst wissen, wo das alles hinaus wollte. Geist Auerhan brüllte so gewaltig, daß das ganze Haus davon erschütterte, und fing dann an:

Ich bin, zufolge meines Versprechens, hergekommen und will alle Deine Fragen beantworten. Doch darfst Du nichts von dem entdecken, was ich Dir offenbaren werde. Der erste Geist, den ich mitgebracht habe, der die Gestalt eines Hahnes hat, heißt Bilot. Er ist Meister über das Land, er durchstreicht die Luft, durchwandert den Erdboden, sieht sich im Meer um, und fährt hinab in die Hölle, mit einem Wort, er ist so geschwind, daß er auch

des Menschen Gedanken übertrifft. Der andere Geist, der die Gestalt einer Jungfrau angenommen, heißt Abuzaha. Er verstehet die Kunst und kann Dich darin unterrichten, wie Du bei Weibern und Mädchen Liebe für Dich erwecken sollst. Auch von den entferntesten Gegenden kann er Dir die schaffen, welche Du gern haben willst; er bringt sie Dir und führt sie auch wieder zurück an den Ort ihrer Bestimmung.

Wagner richtete sein Auge blos auf die Jungfrau.

Auerhan fragte ihn, ob er diese Jungfrau allein zur Concubine, oder andere Frauen und Mädchen zu seinem Vergnügen haben wollte.

Wagner wählte sich eine schöne Frau aus Padua, die sollte ihm der Geist auf den Abend bringen.

Hierauf fragte ihn der Geist: ob er Lust hätte in fremde Länder zu fahren?

Ja, wenn ich auf den Abend wieder hier seyn könnte, — antwortete Wagner.

Der Geist Bilot faßte ihn hierauf an, schwung sich mit ihm in die Höhe, so daß ihm

Hören und Sehen verging. Bald nachher zeigte ihm der Geist ein großes, allein wenig bewohntes Land, darin keine Städte waren, sondern er bemerkte nur hin und wieder elende Hütten, und sah wilde Leute, vor denen er sich mehr entsetzte, als vor dem Teufel selbst. In dem Lande selbst traf er viel Gold, Perlen und Edelgestein an, welches er auffammelte und zu sich steckte.

Nachdem er genug hatte, begab er sich zu seinem Geist, saß auf und fuhr wieder heim. In der Nacht kam er nach Hause, fand das Weib in seiner Wohnung, und vergnügte sich mit derselben nach Herzenslust. Er behielt sie, ohne Wissen seines Dieners, einige Wochen bei sich, und war immer der Meinung es wäre die Frau, da es doch weiter nichts, als ein Blendwerk des Teufels war.

Wagners Unterredung mit dem Geist über mancherlei geheime und verborgene Dinge.

Wagner war am Ende der schönen Frau überdrüßig, gab ihr den Abschied und bat den Geist Abuzaha, ihm die schöne Helene zuzuführen, welche sein Herr ebenfalls gehabt. Der Geist versprach ihm, in acht Tagen seinen Willen zu erfüllen.

Den folgenden Tag rufte Wagner seinen Auerhan, und fragte ihn: wie viel Geister in der Hölle wären?

Du mußt wissen — war Auerhans Antwort — daß wir Geister, nachdem wir aus dem Paradies gestoßen, alle in die elementarische Welt gekommen sind. Hier müssen wir bleiben und dürfen dieselbe nicht verlassen, so gern wir auch wollten. Nach den sieben Planeten haben wir bei uns sieben Fürsten, welche nach ihren besondern und bestimmten Tagen und Stunden regieren. Nach der Ordnung sind es folgende:

I. ♄ Aratron. Ihm ist die Gewalt verliehen, ein jedes Ding in einem Augenblick in

Stein zu verwandeln, dergestalt, daß die äußere Gestalt bleibt, und man nicht anders glaubt, als das Verwandelte sey noch lebendig. Er verwandelt Schätze in Kohlen und Kohlen in Schätze. Den Gewaltigen verschafft er Freude. Er lehrt Alchymie, Magie und Physik und die Kunst sich unsichtbar zu machen. Er verleihet langes Leben und schickt den Leuten die Pygmäen und Spiritus familiares zu. Dieser Geist hat unter sich 49 Könige, 42 Fürsten, 35 Erzherzoge, 20 Herzoge, 21 Diener, die allezeit vor ihm stehen und seine Befehle erwarten, 14 Freunde und 7 Boten. Er hat außerdem 36000 Legionen zu gebieten und sind in jeder Legion 490.

II. ♃ Bethor regiert alle Dinge, die unter dem Jupiter stehen. Seine Günstlinge erhöhet er, und bringet sie zu großen Ehren. Er ertheilet Schätze und giebt den Luftgeistern Auftrag, sie an den ihnen angewiesenen Ort zu tragen. Den er für mündig hält, dem offenbaret er Wunderarzneien, und kann eines Menschen Leben, wenn Gott will, bis auf siebenhundert Jahr verlängern. Er hat unter sich

42 Könige, 25 Fürsten, 20 Herzoge, 14 Diener nebst 7 Boten, und herrscht über 29 Legionen.

III. ♂ Phaleg ist martialisch, liebt Krieg und Kriegesgeschrei, seine Freunde macht er durch Siege groß, und hilft ihnen ihre Feinde überwinden; er hat fast so viel unter sich, als der Bethor.

IV. ☉ Och herrscht über alles, was unter der Sonne stehet. Er schenkt seinen Freunden ein 600jähriges Alter, nebst Gesundheit und Weisheit. Er lehrt die Arzneikunde aus dem Grunde, und die noch größere Kunst, alles in Gold und Edelgestein zu verwandeln. Seine Anhänger kommen auf Erden zu großen Ehren. Er hat unter sich 36536 Legionen, und immer hundert Geister stehen ihm zu Gebot.

V. ♀ Hagith regiert alle Dinge, die unter der Venus stehen. Seinen Anhängern verleihet er Schönheit, er verwandelt Kupfer in Gold und Gold in Kupfer. Seine ihm untergeordnete Geister haben auch die Macht dazu. Unter ihm stehen 4000 Legionen und über jedes Tausend hat er einen König verordnet.

VI.

VI. ☿ Ophiel ist ein Regierer der merkurialischen Dinge. Er verleihet leicht die Spiritus familiares, lehrt alle Künste, und vornehmlich die große Kunst, das Quecksilber in den Stein der Weisen zu verwandeln. Er hat unter sich hunderttausend Legionen.

VII. ☽ Phul guberniret die lunarischen Dinge. Er verwandelt alle Metalle in Silber. Unter ihm stehen die Wassergeister, die den Menschen in sichtbarer Gestalt dienen. Er kann das menschliche Leben bis auf hundert Jahr verlängern.

Diese Geister haben nicht blos nach den sieben Planeten, sondern auch nach den vier Elementen ihre Verrichtungen. Das erste Element △ Feuer, giebt feurige Geister. Hierzu gehören die ☉ solarischen und ♂ martialischen. Diese wohnen im Feuer, hoch in der Luft. Wenn es ihnen vergönnt wird, richten sie Ungewitter an, sie werfen Feuer vom Himmel, und erscheinen den Leuten des Nachts als brennende Fackeln, öfters auch als kleine Lichter, die man Irrlichter zu nennen pflegt. Sie halten sich gern um die Kirchhöfe und Galgen auf,

wo todte Menschen begraben liegen. Ihr Regent heißt Samael.

Das zweite Element 🜁 Luft, giebt luftige Geister. Hierzu gehören die ♃ Jovialischen und ☿ Merkurialischen. Sie wohnen in der Luft, und fliegen des Tages oder bei Sonnenschein. Größentheils halten sie sich im Schatten der Erde, oder hoch in der Luft auf; daher sie nur bei Nacht gesehen werden. Sie erregen großen Sturmwind, wenn es Gott verhängt. Sie fahren in der Luft geschwind herum. So ist der Geist, der Dich nach Indien geführt, ein vornehmer Rathgeber des Bethors; er hat, wie Du gesehen, die Gestalt eines Hahns.

Das dritte Element △ Wasser, giebt Wassergeister. Es giebt nehmlich Geister des ☽ Mondes und der ♀ Venus. Diese wohnen in dem Wasser und haben auch darin zu herrschen. Durch sie entstehen Wolkenbrüche und mancherlei Unglück auf dem Wasser. Sie wissen die Menschen durch List in das Wasser zu locken, oder ziehen dieselben wohl mit Gewalt hinein.

Das dritte Element ♁ Erde, giebt Erdgeister. Sie haben des ♄ und auch ☿ Natur, wohnen in der Erde, in den Bergen und tiefen Gräbern. Sie sind im Besitz der Schätze und des köstlichen Erzes. Daher sie öfters in den Berggruben, Schachten und Stollen gesehen werden. Die Bergleute nennen sie Bergmännlein. Wo man sie gewahr wird, da ist gewiß Erz, das sie bewachen. Sie lassen sichs nicht gern nehmen. Daher vexiren sie die Bergleute, löschen ihnen die Lichter aus, werfen sie mit Steinen und thun ihnen öfters großen Schaden. Sie erregen Erdbeben, zerreißen die Berge und Felsen, werfen Häuser und Schlösser um, und verrichten Wunder, darüber man erstaunen muß.

Wagnern gefiel diese genaue Bestimmung der Verrichtungen der Geister, und fragte ferner seinen Geist: was haben denn die Geister für Leiber? Die Meinungen des Thomas, des Augustinus, des Magnus Basilius, Gregorius Nazianzenus, Apulejus und Psellus, wollen mir nicht gefallen.

Die Geister haben freilich Leiber — ver-

setzte der Geist Auerhan — aber des einen Leib ist immer feiner und zarter gebaut, als des andern Leib. Die feurigen Geister übertreffen die luftigen; denn wenn etwas luftiges zu der feurigen Temperatur kommt, so wird ein luftiger Geist daraus, der seiner Substanz nach gröber ist, als die feurigen. Wird etwas wäßriges dazu gemischt, so werden Wassergeister daraus. Diese sind irrdischer und luftiger Natur, können daher leicht gesehen werden. Kommt etwas irrdisches dazu, so entstehen Erdmännlein. Dies sind grobe irrdische Geister, die nicht eher von den Menschen gesehen werden können, bis sich etwas von der Feuermaterie mit ihnen vermischt.

Wagner fragte weiter: Sind die Geister männlichen oder weiblichen Geschlechts?

Bei ihnen findet kein sonderlicher Unterschied des Geschlechts statt — antwortete der Geist — weil sie einfache Wesen sind. Allein das steht ihnen frei, ein Geschlecht anzunehmen, welches sie wollen. Doch diese Veränderung gilt nur von den feurigen Geistern; bei den wäßrigen und irrdischen ist dies nicht möglich,

wegen ihres groben, irrdischen, dicken und unbehenden Leibes. Die Wassergeister sind jedoch größtentheils weiblichen Geschlechts. Die Geister, die an trocknen Orten und auf der Erde wohnen, sind mehrentheils männlichen Geschlechts. Hierzu werden die Waldgötter gerechnet, die Satyrn mit Eselsbeinen und langen Schwänzen, von denen bekannt ist, daß sie gern junge Mädchen und Weiber verführen, mit ihnen kosen und sie mit Gewalt zum Beischlaf nöthigen. Dahin gehören auch die Jecubi, die Trutten oder Alpen, welche die Leute des Nachts im Schlafe drücken, und die Gespenster, welche man in Frankreich Dusies nennt.

Wagners Unterredung mit dem Geist von dem wahren Ort der Hölle.

Wagner wünschte den Ort der Hölle zu wissen, und fragte daher den Geist: Ob sie sich innerhalb oder außerhalb der Welt befinde?

Der Geist antwortete nichts darauf, und

wollte sich fortmachen; allein Wagner bat ihn sehr, ihm diese Frage zu beantworten.

Endlich sagte der Geist: Du begehrst zu viel. Du verlangst von mir etwas zu wissen, was noch kein Mensch recht weiß. Alles was die gelehrtesten Theologen davon berichten, bestehet in weiter nichts, als in Muthmaßungen.

Das weiß ich sehr gut — antwortete Wagner — wie können sie auch den Ort mit Gewißheit bestimmen, da niemand da gewesen ist?

Beruhige Dich nur — versetzte der Geist — es wird nicht lange dauern, so wirst Du selbst dahin kommen. Wenn Du Lust dazu hast, den Ort zu besehen, so will ich Dich selbst dahin führen.

Wagnern fiel jetzt ein, daß sein Herr auch da gewesen war, und bekam ebenfalls Lust, dies Abentheuer zu bestehen, weil die erste Fahrt so gut abgelaufen war.

Wenn willst Du mich wieder heraus bringen — fragte Wagner — und in wie viel Zeit kann ich mich gehörig darin umsehen?

In vier Tagen kannst Du alles sehen — antwortete der Geist.

Wenn kommen wir aber wieder heraus? — fragte Wagner.

Nimmermehr — war die Antwort des Geistes — denn wenn ich Dich einmal hinein habe, sollst Du mir wohl darin bleiben.

Wagnern überfiel ein Schauder, und es verging ihm alle Lust seine Neugierde zu befriedigen. Doch wünschte er einige Kenntniß von diesem Ort zu haben.

Gut — erwiederte der Geist — ich will Dir alles entdecken, da Du doch, über kurz oder lang, einmal hineinkommen mußt. Also höre mich.

Die erste Welt ist Mundus archetypus, das Erzbild, darnach alles geschaffen. Die zweite Welt, Mundus intellectualis, dauert von sich selbst fort, aus Gottes Kraft und verliehener Influenz. Darin befindet sich die Anima mundi, die Seele der Welt; alle Engel, Erzengel, Seraphim, Cherubim, Thronen, Herrschaften u. s. w. wohnen darin. Die dritte ist die himmlische Welt, Mundus cœlestis. Diese begreift alles das unter sich, was sich am Himmel regt und bewegt. Die vierte Welt ist

Mundus elementaris, die elementarische Welt, darin befinden sich die vier Elemente. Im Feuer werden geboren die Salamander; in der Luft alle Lufterscheinungen; in der Erde alle Metalle und Mineralien; in dem Wasser mancherlei Fische, Edelgesteine und Ungeheuer. Die vier Elemente werden durch des Himmels Kraft regiert von den Sternen, vornehmlich von den sieben Planeten. Die fünfte Welt ist die kleine Welt, Mundus parvus seu microcosmus, das ist der Mensch, begreift diese Welten alle in sich und auch die höllische Welt, von der ich gleich reden werde. Dies ist nehmlich die sechste Welt, Mundus infernalis, die höllische Welt, darin wir Teufel mit einander wohnen. Diese steckt tief in der Erde, nach dem Mittelpunkte zu, und dieser ist, wie Du aus der Mathematik wissen wirst, an neuntehalbhundert Meilen von der äußersten Fläche entfernt. Hier ist der Ort der Hölle, in einer Weite von einigen hundert Meilen. Der Teufel hat hier sein Schloß, und Luzifer der oberste Teufel herrscht über alle. Die übrigen Teufel haben ihre eigne Behältnisse. Mehr kann ich

Dir nicht sagen. Die höllische Welt liegt in der Mitte aller übrigen, sie ist gewissermaßen das Centrum derselben. Die erste Welt ist die herrlichste, vortrefflichste und vornehmste. Die zweite, intellectuelle Welt, ist etwas geringer. Die dritte ist geringer als die zweite, die vierte ist wieder geringer als die vorige und die fünfte, die höllische ist die ärgste. Ich habe von dieser Sache mehr und gründlicher mit Dir gesprochen, als mit Deinem Herrn, dem Dr. Faust.

Der Geist verschwand hierauf und ließ Wagnern in nicht geringem Erstaunen.

Wagner macht zu Padua ein lustiges Kurzweil.

Ein vornehmer Herr in Padua stellte einmal eine Gasterei an und ladete dazu ein viele Fremden beiderlei Geschlechts. Unter diesen Gästen hatte bereits einer mit Wagnern Bekanntschaft gemacht; dieser bat Wagnern, er möchte ihm Gesellschaft leisten, der Wirth würde sich darüber nicht wenig freuen. Es gehet da lustig und munter her, viele schöne Mäd=

chen und lustige Weiber erscheinen daselbst und man kann sich die Zeit auf das angenehmste vertreiben.

Wagner nahm die Einladung mit Freuden an, und ging in Gesellschaft seines Affen an den bestimmten Ort. Wagner wurde auf die liebreichste Art vom Wirth empfangen, und die ganze Gesellschaft freuete sich über seine Gegenwart.

Als man sich zu Tische gesetzt hatte, ergötzte der Affe die ganze Gesellschaft auf mancherlei Art, bald blies er auf der Flöte, bald auf dem Waldhorn, bald auf der Trompete, dann schlug er wieder die Laute und sang so lieblich dazu, daß es ihm Niemand von den Frauen und Männern darin gleich thun konnte. Er gefiel den Weibern und Jungfrauen so wohl, daß sie vom Tisch aufstunden und in das Gemach der Männer gingen, wo der Affe sich hören ließ.

So bald Wagner dem Affen ein Zeichen gab, daß er aufhören sollte, so verstummte er. Die Herren standen alle auf und sagten Wagnern mit tiefen Verbeugungen ihren Dank.

Wagnern gefiel diese Ehre, und er glaubte so viel zu seyn, als ein Fürst.

Nun gab er neues Kurzweil an, indem der Affe sich in mancherlei Thiere verwandeln mußte; bald in einen Esel, bald in ein Schwein, bald in einen Vogel oder Papagey, dann wieder in einen Hund, so daß die andern Hunde im Gemach ihn berochen und mit ihm liebäugelten. Hierauf verwandelte er ihn wieder in eine Katze, welche auf die Schooßhündchen losfuhr, und sie jämmerlich zerkratzte. Dann verwandelte er wieder alle Hunde in Affen, die tanzten lustige Tänze; und jeder hätte gern gesehen, sein Hund wäre ein Affe geblieben.

Hierauf begab sich Wagner in das Gemach der Frauenzimmer. Die Damen standen bei seiner Ankuuft sogleich auf, empfingen ihn mit aller Höflichkeit, indem sie ihn für einen vornehmen Herrn hielten, und wünschten, daß er ihnen ein Kurzweil machen möchte.

Wagner versprach, daß er Kurzweil genug machen wollte, allein sie möchten ihm nichts übel nehmen. Die Weiber versprachens.

Wagner brachte eine große Menge Mäuse hervor, die sprangen herum, sangen wie die Nachtigallen und machten mancherlei Possen. Ehe man es sich versah, liefen sie auf die Weiber zu, krochen ihnen unter die Röcke, ich weiß selbst nicht wohin. Es war nicht möglich sie fortzubringen, so fest hatten sie sich angeklammert. Die armen Weiber fingen ein großes Geschrei an, huben sich auf, stachen mit Messern darnach; allein sie wollten nicht fort. Sie nahmen hierauf ihre Zuflucht zu den Männern; allein die sahen nichts, und glaubten die Weiber trieben ihren Scherz. Als sie aber hörten, daß es Wagner angestellt hatte, nahmen sie den Weibern die Mäuse weg.

Die Weiber wollten Wagnern nicht weiter in ihr Gemach lassen; allein er versprach noch mehr Kurzweil anzurichten, und man nahm ihn wieder mit Freuden auf. Den Weibern war im Grunde mit dem Kurzweil gedient, und sie stellten sich blos, als wenn sie böse darüber wären.

Wagner ließ jetzt einen schönen Apfelbaum mitten im Gemach wachsen, an dem schöne

reife Aepfel hingen. Den Weibern gefiel dies und sie fragten den Künstler, ob sie sich wohl dürften einen abpflücken? Er gab ihnen mit Vergnügen die Erlaubniß dazu. Jede brach sich nun einen ab, und wicktlte ihn in ihr Schnupftuch. Sie rochen zuweilen daran; allein mit welchem Entsetzen bemerkten sie, daß diese Aepfel in ihnen bekannte Wunderdinge, welche die Weiber gern haben, verwandelt wurden! Wenn sie die Dinger wegwarfen, wurden es natürliche Aepfel; so bald sie dieselben wieder aufnahmen, verwandelten sie sich gleich wieder. Da merkten sie erst des Wagners Schalkheit, und entfernten sich in der Stille.

Wagner ladet Gäste zu sich und traktirt sie prächtig.

Die sämmtlichen Herrn und Damen ließ Wagner auf den folgenden Tag zum Abendessen bitten. Es erschienen aber blos die erstern, weil die Weiber sich nicht gern noch ärger wollten vexiren lassen.

Als die Gäste zu Wagnern kamen, sahen sie nicht die geringste Spur, als ob auch nur eine

menschliche Seele das Haus bewohnte. Da war kein Feuer auf dem Heerd, man bemerkte keine Domestiken und sah nicht den geringsten Hausrath in den Zimmern. Allein in kurzer Zeit sah man gedeckte Tische und Bänke herumgestellt mit schönen weichen Polstern. An den Seiten lagen auf großen Klötzern leere Fässer und an diesen steckten Hahne.

Das eine Fenster in dem Saale hatte Wagner vermachen lassen, so daß es die Gestalt eines großen Schranks bekam. Aus demselben holte er eine Schüssel mit warmen sehr wohl zugerichteten Essen nach der andern heraus, und setzte sie auf den Tisch. So bald der erste Gang verzehrt war, holte er einen neuen hervor, und Jedermann verwunderte sich, wo das schöne Essen herkommen möchte. Doch ließ sich Niemand davon etwas merken, sondern man wartete auf einen eben so guten Trunk.

Wagner merkte, daß es hieran noch fehle; er nahm daher einen Stab, berührte damit die Wand, und in dem Augenblick sprang ein schöner Jüngling, als ein Deutscher gekleidet, her=

vor. In seiner Hand hielt er zwei goldne Becher, worauf der Namen und das Wappen des türkischen Kaisers gegraben war. Er ging an das leere auf der Erde liegende Faß, zapfte einen guten italiänischen Wein heraus, setzte ihn auf den Tisch und bat die Gäste, ihn zu versuchen.

Bald nachher berührte Wagner mit seinem Stab die andere Seite der Wand, da sprang aus der Oeffnung ein schönes Mädchen hervor, das trug einen ganzen Korb voll schöner, künstlicher, goldner und silberner Trinkgeschirre, worauf vieler Fürsten und Herren Namen und Wappen künstlich eingeschnitten waren. Vornehmlich zeichneten sich die Becher aus, worauf des Königs von Spanien, von Frankreich und mehrerer andern Fürsten und Prälaten Wappen und Namen gegraben waren. Darauf ging sie an den dürren Klotz und Stock und zapfte einen köstlichen Malvasierwein heraus und gab ihn den Gästen. Ueber den Tisch hing ein Rohr an einem Faden oben an der Decke befestigt. Wenn nun einer von den Gästen Wasser haben wollte, durfte er nur

ein Geschirr an das Rohr halten, und das Wasser lief so lange hinein, so lange er an das Rohr schlug; niemand wußte aber wie das Wasser in das Rohr kam.

Es lagen noch mehrere ledige Fässer umher, aus denen spanische, ungarische und andere feine Weine gezapft wurden. Wagner trug auch noch mehrere Speisen auf, theils von Vögeln und Fischen, dergleichen man noch nie in Italien gesehen hatte.

Da nun alle Gäste fröhlich und gutes Muths waren, so kam Meister Auerhan mit einer lustigen Zunft herein; die spielten auf alten Fiedeln Gassenhauer, daß sich die Gäste die Ohren hätten zuhalten mögen. Allein bald veränderte sich die Musik, und man hörte eine so liebliche, daß Jederman damit zufrieden seyn konnte. Auerhan machte auch mitunter mancherlei Possen und Kurzweil, die man unmöglich alle erzählen kann, welche die ganze Gesellschaft ungemein vergnügten.

Nachdem die Abendmahlzeit geendigt war, griff Wagner noch einmal in seinen Schrank, und brachte mancherlei seltene Früchte hervor,

die

die in Spanien, Frankreich, den Niederlanden, Arabien, Indien und Griechenland wachsen, die lieblich anzusehen und noch lieblicher vom Geschmack waren. Zu gleicher Zeit stellte er zierlich geflochtene Körbchen auf den Tisch, die mit schönen Blumen und Gewächsen angefüllt waren, welche im ganzen Zimmer den schönsten Wohlgeruch verbreiteten.

Als die ganze Gesellschaft recht fröhlich war, sagte einer von den Gästen zu Wagnern: Signor Wagner, wir bitten Euch, laßt uns einen schönen kurzweiligen Possen sehen, daß wir etwas zu lachen haben.

Für diesmal möchte es wohl genug seyn, — sagte Wagner — weil ich heute Kurzweil genug gemacht habe.

Der Fremde ließ aber nicht nach, Wagnern zu bitten.

Nun es mag darum seyn — sagte endlich Wagner — und in demselben Augenblick bekam der nehmliche Gast einen Ochsenkopf mit großen Hörnern, und sah eben so aus, als dieses Thier.

Die andern Herrn lachten ihn derb aus und vexirten ihn.

Der Fremde nahm dies übel, und wollte schimpfen; allein in demselben Augenblick fing er an zu brüllen als ein natürlicher Ochse. Bald wollte er einen Becher an den Mund setzen; allein er vermochte nicht mit seinem Rüssel daraus zu trinken, bis Wagners Famulus ihm ein Faß mit Wein vorsetzte.

Indem die Herren mit dem Ochsen ihr Kurzweil hatten, kam die Frau des Verwandelten herein, die bereits von der Metamorphose ihres Mannes Kundschaft erhalten. So bald sie ihren Mann in dieser Gestalt erblickte, fuhr sie auf Wagnern los, und stellte ihn zur Rede, warum er ihren Gemahl so verunstaltet?

Wagner bat die Frau, sie möchte nur still schweigen, und die andern Gäste redeten ihr ebenfalls zu; allein es war alles vergebens, sie war zu aufgebracht. Da zauberte Wagner der Frau einen schönen Kuhkopf auf, mit feinen Hörnern, und das Gelächter ward noch grösser. Die Frau wollte auch noch Lärmen machen, allein man lachte sie mit ihrem Gebrüll

noch mehr aus. Als die beiden Verwandelten sahen, daß nichts auszurichten sey, gingen sie nach Hause, und mußten sich auf der Straße von vielen Neugierigen angaffen lassen. Die Verwandlung dauerte bis auf den folgenden Tag, da Wagner, auf Fürbitte der andern, ihnen ihre vorige Gestalt wieder gab.

Wagner verkauft zu Florenz ein Pferd.

Wagner hatte zu Padua Geld genug verthan. Am meisten hatten die dortigen Freudenmädchen von ihm gezogen; und man war seiner Possen bereits überdrüßig, so daß er darauf denken mußte, einen andern Ort auszuwählen, wo man ihn noch nicht kannte.

Er begab sich daher nach Florenz. Hier hatte er Lust zwei Maulesel ohne Geld zu kaufen, und fing dies folgenderstalt an:

Freund! — fragte er den Besitzer der Esel — hast Du Lust Deine Esel zu verkaufen?

Ja! — antwortete dieser.

Und wie theuer? — fragte Wagner.

Um funfzig Kronen verkaufe ich sie beide.

Und ich gebe Dir für das Stück fünf Kronen.

Der Besitzer ward verdrüßlich, und Wagner bot ihm nun noch weniger, nehmlich vier Kronen für das Stück. Der Verkäufer glaubte, er wolle ihn vexiren, und gab ihm mit dem Fuß einen Tritt, daß er zu Boden fiel, und das Schienbein zerbrach.

Die Leute liefen herbei, der Eigenthümer der Esel ward ins Gefängniß geworfen, und da er nichts hatte, als diese beiden Esel, condemnirte ihn der Senat, diese dem Wagner zu geben, theils um sich curiren zu lassen, theils für seine Schmerzen einigen Ersatz zu haben.

Die Sentenz des Senats ward sogleich vollzogen; Wagner bekam die Maulesel und war in drei Tagen curirt. Den einen Esel verwandelte er in ein schönes Pferd, und bot es feil. Dem Herzog gefiel dies Pferd wegen der Proportion, Farbe und Anstand, und bezahlte es mit dreihundert Kronen.

So bald Wagner das Geld hatte, machte er sich wieder aus Florenz fort, und reisse zu-

zurück nach Padua, weil er wohl wußte, daß den andern Tag das Pferd seine natürliche Gestalt wieder bekommen würde.

Wagner lehrt zu Padua die Nigromantie.

Wagner ward sehr bald in Padua als ein Schwarzkünstler bekannt, und einige Studenten hatten Lust, sich in der Nekromantie zu unterrichten. Wagner nahm sie also in die Lehre, und unterrichtete sie in der Geomantie, Hydromantie ꝛc. Er lehrte sie die ganze Nigromantie und die dazu gehörigen Conjurationen, so daß sie in kurzer Zeit das Mantelfahren begreifen konnten.

Drei von diesen jungen Leuten bekamen Lust einen praktischen Versuch zu machen und vereinigten sich, auf diese leichte Art nach Sicilien zu fahren. Sie bereiteten sich daher zu dieser Reise. Alle drei sprachen die vorgeschriebenen Conjurationen, beobachteten die dabei nöthigen Ceremonien, waren mit Kreisen und Pentakeln versehen, und der Teufel sah sich auf diese Weise genöthigt, diese Passagiere

alle Stunden zwölf italiänische Meilen unsichtbar durch die Luft zu führen.

Sie setzten sich nun in einen Wagen; doch war bei dieser Fahrt die nothwendige Bedingung, daß Niemand ein Wort sprechen durfte, wenn er sich nicht selbst das größte Unglück zuziehen wollte. Nun erhob sich der Wagen in die Lüfte, als der eine nach Studentenart rief: halt! halt! Der arme Schelm, der in einem Philisterwagen zu sitzen glaubte, wollte sich noch erst zurecht setzen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, als er herabfiel und das Genick brach.

Nun waren nur noch zwei im Wagen. Sie bekamen bald Sicilien ins Gesicht, und der eine konnte sich nicht enthalten auszurufen: da ist Sicilien! Kaum hatte ers gesagt, so fiel er herab ins Meer und mußte elend ertrinken.

Der Dritte kam wohlbehalten in Sicilien an, blieb zwei Tage daselbst, und kam am sechsten Tag gesund wieder zurück nach Padua. Er erzählte hierauf Wagnern, wie unglücklich es seinen beiden Gefährten gegangen, und wie er von Glück sagen könnte, daß er sogar in den

tiefen Schlund des Berges Aetna geschauet, ohne daß ihm ein Unglück zugestoßen wäre.

Johann de Luna macht mit Wagnern Freundschaft.

Johann de Luna hieß der Student, der durch des Teufels Macht und Kunst die Luftfahrt nach Sicilien gemacht hatte, und glücklich zurück nach Padua gekommen war. Dieser junge Herr war ein großer Liebhaber von geheimen, magischen Künsten, und empfand keine geringe Freude, als ihm diese erste Probe der Nekromantie so wohl gelungen war.

Dies war denn für ihn ein sehr starker Beweggrund, sich mit Wagnern fest und genau zu verbinden und ihn zu bitten, ihm doch ja mehrere Aufschlüsse der geheimen Kunst mitzutheilen, indem er ihm die Versicherung gab, zeitlebens sein treuer Anhänger zu bleiben.

Wagner konnte eigentlich nichts thun, ohne vorher den Geist darüber zu befragen. Er forderte ihn vor sich und machte ihm den Wunsch des Johann de Luna bekannt. Der

Geist war vollkommen damit zufrieden, einen neuen Anhänger zu bekommen.

Den andern Morgen erkundigte sich Johann de Luna bei seinem Freunde, ob die Antwort des Geistes für ihn günstig ausgefallen sey? Und als dieselbe zu seiner Zufriedenheit ausgefallen, freute er sich darüber herzlich, und schwur seinem Freunde ewige Treue und Anhänglichkeit.

Von jetzt an bezog Johann mit Wagnern eine gemeinschaftliche Wohnung. Sie fanden ihre einzige Lust und Freude am Umgang mit bösen Geistern, und überließen sich dem Wohlleben und der Unzucht.

Täglich war es ihre einzige Beschäftigung in der Kunst größere Fortschritte zu machen, um ihre Absichten, die Leute zu äffen, desto leichter befriedigen zu können.

Wagner bespricht sich mit dem Geist Auerhan.

Johann de Luna wünschte herzlich, daß Wagner den Geist citiren möchte, weil er so manche Fragen an ihn thun wollte, an deren Beantwortung ihm viel gelegen wäre.

Auf Wagners Citation erschien der Geist, und fragte ihn: was sein Begehren wäre?

Ich wollte Dich wohl um einige Dinge fragen — antwortete Wagner.

Frage, was Du willst — entgegnete der Geist — Du sollst von mir nach der Wahrheit berichtet werden.

Ich wünschte noch mehr und genauern Unterricht in den magischen Künsten zu haben, als mein Lehrer und Meister mich gelehrt hat. So wünschte ich die eigentlichen und bestimmten Theile der Magie zu wissen.

Dies ist eine schwere Frage — sagte der Geist — die nicht Jedem beantwortet werden darf. Nur wenigen ist es erlaubt, in die innern Mysterien der Kunst einzudringen. Doch, weil Du mich darum ersuchst, will ich Dir al-

les sagen. Zeichne Dir daher alles genau auf, was Du jetzt von mir hören wirst.

Die Magie besteht in der natürlichen und übernatürlichen. Die erste, die natürliche, ist nicht viel werth, weil sie blos kindische Dinge enthält. Sie lehrt durch Geschwindigkeit wunderbare, beinah unbegreifliche Dinge möglich zu machen und hervorzubringen. Sie zeigt auch, wie man zukünftige Dinge vorhersagen kann; allein alles dies beruhet auf keinem festen Fundament, trifft nicht immer zu, und ist kaum der Mühe werth, daß man ein Wort darüber verliere.

Die übernatürliche Magie aber bringt Dinge hervor, über welche der menschliche Verstand erstaunen muß, weil er die Möglichkeit derselben nicht einsehen kann. Er kann keine Ursach ergründen, wodurch solche Wirkungen hervorgebracht werden können. Sein Verstand stehet still; es scheint dem Menschen bei seiner Einschränkung ein Räthsel zu seyn, was und wie wir Geister es bewirken.

Wir Geister müssen aber immer gegenwärtig seyn, dabei mitwirken, wenn der Er-

folg glücklich von statten gehen soll. Legt sich einer auf diese Sachen, so wissen wir ihm Bücher anzurühmen, die er für vieles Geld bezahlen muß. Daraus lernt er denn die Ceremonien und Formeln, wie er sich im Essen und Trinken verhalten soll, welche Beschwörungen er gebrauchen muß, uns zu rufen und zu binden; so daß der einfältige Mensch denkt, er beschwöre uns durch Gott und seine heiligen Engel, und sogar glaubt, er könne über uns herrschen, und wir müßten ihm unterthan seyn. Aber eigentlich sind wir gar nicht dazu vorhanden, dem Menschen zu dienen; sondern Gott braucht uns blos, die Bösen zu strafen, und die Frommen in ihrem Glauben zu prüfen.

Wir haben nicht Macht dem Menschen den geringsten Schaden zuzufügen, wenn es Gott nicht erlaubt. So aber stellen sich viele vor, wir könnten die ganze Welt umkehren, und gingen blos darauf aus, die Menschen zu berücken, um sie desto eher in unsere Gewalt zu bekommen.

Wer Magie lernen will, der kann sie blos

von uns lernen, und wir sind bereit, jedem damit zu dienen, der sich gewisse Verpflichtungen gegen uns gefallen läßt, die wir ihm vorlegen. Ihr Leutchen aber, die ihr mit uns Bekanntschaft macht, und von uns Nutzen ziehen wollt, thut es entweder deswegen, um reich zu werden, oder Schätze zu graben, oder Krankheiten zu vertreiben, dafür ihr euch viel Geld bezahlen laßt, oder sonst lustige und kurzweilige Possen zu treiben, oder zu Ehrenstellen zu gelangen, euch an euren Feinden zu rächen, oder sonst andere irrdische Wünsche zu erreichen.

Deswegen haben wir uns mancherlei Dinge erdenken müssen, euch, so zu sagen, einen blauen Dunst vorzumachen. Daher sind die Conjurationen entstanden, womit ihr uns beschwört, wenn ihr Schätze heben wollt, daher die Abdankungen, um uns wieder zu vertreiben, wenn ihr uns nicht weiter nöthig habt. Ihr mißbraucht zu diesem Ende das Evangelium Johannis und die Psalmen, ferner das geweihete Taufwasser und andere geweihete Dinge. Wenn wir den Zauberern zu Gefallen andere Leute krank gemacht haben, so suchen

wir euch zu bereden, daß ihr durch gewisse vorgeschriebene Charaktere diese Krankheiten heilen könnt.

Will Jemand zu Ehren kommen und groß Ansehen bei den Leuten haben, so suchen wir andere Kunstgriffe, ihn zu berücken. Wir lehren ihn die natürliche Magie und Philosophie, wir verleihen ihm die Kunst, daß er den Leuten Blendwerk vormachen kann, als sich unsichtbar zu machen, und die natürlichen Dinge in andere Gestalten zu verwandeln.

Hat einer Lust in fremde Länder zu reisen, so können wir ihn leicht dahin bringen; wir bereden nehmlich die Menschen, daß sie eine Salbe machen von Menschenfett und andern Dingen. Mit dieser Salbe müssen sie die Füße beschmieren, einen Besen zwischen die Beine nehmen und so durch die Luft fahren. Allein wir sind immer in der Nähe, sind ihnen behülflich, und sorgen dafür, daß sie ohne Schaden hin und zurück kommen. Bisweilen bleiben sie an Ort und Stelle, und wir suchen sie zu bereden, daß sie wirklich da gewesen, wohin sie gewollt.

Wenn Jemand zukünftige Dinge wissen will, so können wir ihm so viel Gaukelwerk vormachen, daß er zuletzt überzeugt glaubt, er habe seinen Wunsch erreicht. Will sich einer an seinen Feinden rächen, so haben wir tausend Mittel in Händen, sein Müthchen zu kühlen. Bald geben wir ihm ein, wie er seinem Feinde ein Glied lähmen, ein Auge ausstechen, durch Zauberei krank machen, oder ihm sonst auf eine andere Art Schaden zufügen soll. Wir verleihen ihm die Gewalt Ungewitter und Sturmwind zu erregen, und sonst andere wunderbare Dinge zu verrichten, welche die Kräfte des menschlichen Verstandes zu übersteigen scheinen.

Diese Kunst haben wir, so lange die Welt stehet, unter die Leute gebracht, und bemühen uns, von Tage zu Tage mehr Anhänger zu bekommen. Die Menschen, welche sich einbilden, daß sie die Erfinder dieser magischen und übernatürlichen Wissenschaften sind, haben ihnen sonderbare Nahmen gegeben. So haben wir eine

Goetie, welche die Geister durch Be-

schwörungen zu rufen lehrt, da sie doch von selbst schon kommen würden.

Nekromantie, lehrt die Todten aufzuwecken, nach den vorgeschriebenen Conjurationen, worauf der abgeschiedene Geist erscheinen und die ihm vorgelegten Fragen beantworten soll; allein anstatt desselben erscheinen wir, und verrichten in seinem Namen alles, was die Beschwörer von ihm verlangen.

Theurgie, nach welcher man die himmlischen und olympischen Geister zu sich fordern kann. Die Verehrer dieser Wissenschaft wollen mit Gott reden, und dünken sich in der göttlichen Weisheit große Fortschritte gemacht zu haben.

Die vorher genannte Nekromantie wird wieder in zwei Theile getheilt, nehmlich in Nekyomantie und Skiomantie.

Nekyomantie bestehet darin, wenn man die verstorbenen Körper dergestalt lebendig macht, daß einer von uns in den todten Körper schlüpfen und so Leben in ihn bringen muß, daß er wieder gehen und stehen, öfters sogar reden kann.

Skiomantie lehrt einen verstorbenen Schatten hervorzubringen, wie Aeneas nach dem Virgil gethan, und Erichtho, eine bekannte Zauberin in Thessalien, einen Todten erweckte, der dem Feldherrn Pompejus den Ausgang des pharsalischen Treffens vorhergesagt. So rief Apollonius den Geist des Achills aus der Hölle hervor, um von ihm die genauern Umstände des trojanischen Kriegs zu erfahren.

Wagner unterbrach in diesem Augenblick den Geist und sagte: ich wünschte wohl den Achilles zu sehen.

Auerhan nahm sogleich die Gestalt des Achilles an. Er ging mit pathetischen Schritten auf und nieder. Er mochte ohngefähr 11 bis 12 Schuh lang seyn, von angenehmer Gesichtsbildung. Allein er machte eine zornige Miene. Ein schöner rother Bart floß ihm vom Gesicht herab, und sein langes Haar war ihm keine geringe Zierde. Sein Leib war mit einem vergoldeten Harnisch gepanzert, in der einen Hand trug er ein großes blinkendes Schwerd und mit der andern führte er ein net-

tes

tes Mädchen, die als eine Königin geschmückt war; und auch diese führte einen bloßen glänzenden Säbel in der Hand.

Wagner wunderte sich nicht wenig über diesen Anblick. Er hätte gern gefragt, wenn ihm nicht vom Geist alles Reden wäre verboten worden. Der Geist verschwand nach einer guten Weile, als Wagner alles genau betrachtet hatte. Der Geist nahm wieder seine gewöhnliche Gestalt an, und Wagner erkundigte sich sogleich nach dem schönen Mädchen, die Achilles bei der Hand geführt.

Wer diese ist? — sagte der Geist — sollst Du gleich erfahren. Nachdem Achilles vor Troja geblieben, ward er auf dem Schlachtfelde begraben; allein sein Geist beunruhigte die Lebendigen und man hörte ihn winseln, daß er nicht eher Ruhe haben würde, als bis Polyxena, des Königs Priamus Tochter, die ihm versprochen worden war, ihm zum Andenken geopfert worden. Die Griechen erfüllten endlich seinen Wunsch, das Mädchen wurde geopfert, der Kopf abgehauen mit diesem Säbel,

den Du in ihren Händen gesehen. Der Schatten des Achilles war nun versöhnt.

Was hatte es aber mit der abgeschiedenen Seele für eine Beschaffenhet? — fragte Wagner — warum verlangte Achilles ihren Tod?

Deswegen — war des Geistes Antwort — weil man Willens war, sie mit einem andern zu vermählen; und ich war es, der den Geist des Achilles annahm und die Aufopferung der Polyxena verlangte.

Eben so wußte Appion, der Grammatiker, Homers Seele zu beschwören, daß sie erscheinen und ihm erzählen mußte, wer seine Eltern gewesen.

Die Bücher, wodurch dies bewerkstelligt wird, sind die Bücher der weißen Magie — libri albae magiae — und nicht der schwarzen, denn sie sind unter dem Schutz der schwarzen gemacht.

Anthropomantie hat mit der Nekromantie Aehnlichkeit, indem man auch mit todten Körpern umgeht. Nach dieser Kunst werden Menschen geschlachtet, und aus ihren noch rauchenden Eingeweiden, oder andern Theilen

des Leibes, sucht man die Zukunft zu errathen. Kaiser Heliogabalus hat diese Kunst erfunden und stark getrieben.

Lekonamantie bestehet in der Kunst, aus einem Gefäß mit Wasser zu weissagen. Man beschwöret einen von uns Geistern, da müssen wir auf alle Fragen antworten, die uns vorgelegt werden.

Gastromantie, auch bei dieser Kunst nimmt man ein rundes gläsernes Gefäß, wie ein Uringlas, füllt es voll Wasser, setzt um dasselbe einige angezündete Wachslichter. Hierauf beschwört man den Geist, derselbe muß in dies Gefäß hineinkriechen und auf die vorgelegten Fragen Antwort geben. Man nimmt gewöhnlich einen unschuldigen Knaben, oder eine schwangere Frau dazu, die können im Wasser alles sehen, was wir wollen, daß sie darin sehen sollen. Dieselbe Kunst kann auch durch einen Spiegel ins Werk gerichtet werden. Wir wissen dann die armen Betrogenen zu blenden, daß sie glauben etwas reelles zu sehen, da sie im Grunde doch gar nichts sehen.

Captromantie gehört ebenfalls hieher.

Sie hat mit der vorigen viel Aehnlichkeit; nur muß man den Spiegel zu einer gewissen Zeit ins Wasser legen und dabei gewisse Ceremonien beobachten, so kann ein Kind, oder ein schwangeres Weib, das noch nicht den neunten Monat erreicht, die Zukunft darin sehen.

Onimantie. Nach dieser Kunst wird die Hand eines jungen Knaben mit Oel und Ruß schwarz gemacht, dann werden die Geister beschworen, welche in der Hand erscheinen und die verlangte Antwort geben.

Nun folgen die vier Elemente mit ihren Elementen.

Hydromantie, nach derselben zaubert man die Geister ins Wasser, da müssen sie sich in sichtbarer Gestalt zeigen. Markus Varro erzählt, er habe einen Knaben im Wasser gesehen, der ihm den Ausgang des Mithridatischen Krieges in anderthalbhundert Versen verkündigt hätte. Numa Pompilius wußte auch auf eine besondere Art die zukünftigen Dinge zu erforschen.

Geomantie, diese Kunst bestehet darin:

die Künstler werfen einen sechseckichten Würfel auf die Erde, sprechen dabei verschiedene Conjurationen, Psalmen und andere von ihnen erdichtete, oder von uns gelernte Formeln. Oder sie haben einen vierseitigen Würfel, damit müssen sie aber sechszehnmal werfen. Aus diesen Würfen bekommen sie Figuren, die nennen sie Mater, daraus werden vier andere geboren, die nennen sie Filias, und aus diesen achten formiren sie wieder vier andere Figuren, so daß sie zusammen zwölf, nach der Zahl der zwölf himmlischen Zeichen haben. Hieraus machen sie nun ein Thema Geomantikum und prognostiziren daraus alles, was sie wissen wollen. Sie stellen zum Beispiel Fragen an: ob einer lange leben, oder reich werden wird; ob ein Weib schwanger ist; ob sie einen Sohn, oder eine Tochter gebären wird? Damit aber alles gut von statten gehe, muß man uns zuerst rufen und beschwören; hierauf nimmt der Meister, oder der es sonst wissen will, und thut damit vorschriftsmäßig einen Wurf; so bald derselbe geschehen, kehren wir ihn, wie wir wollen, daß er fallen soll, damit zuweilen

die Antwort mit dem Erfolg übereinstimmt. Die Leute bilden sich ein, die Kunst sey daran Schuld, allein es liegt alles blos an uns, sonst wäre alle Mühe vergebens.

Diese Kunst möchte ich auch wohl lernen — sagte Wagner zum Geist — gieb mir Unterricht darin.

Ich will Dir einen weit bessern Weg offenbaren, der mir neulich eingefallen ist, und den ich noch keinen gelehrt habe. Nimm ein Gefäß voll Wasser, welches aber wenigstens eine halbe Elle breit seyn muß, segne es mit solchen Worten — hierauf gab ihm der Geist ein Teufelsbuch, darin die ganze Kunst geschrieben und gemahlt war, welches aber mit Fleiß nicht genannt ist, damit nicht manche Leute aus Vorwitz Mißbrauch damit treiben — deren Du Dich nach der Vorschrift dieses Buchs bedienen mußt. Unten am Boden mache die zwölf himmlischen Häuser und lege einen hölzernen Ring mit den zwölf himmlischen Zeichen bemahlt darum, neben etlichen kleinen Stückchen Holz mit den sieben Planeten und dem Drachenkopf, bewege es alles mit einander und laß

es dann geruhig still stehen. Nach einer halben Stunde kannst Du wieder hingehen, so wirst Du das Zeichen finden und auch die sieben Planeten an gewissen Stellen und Orten. Dies merke Dir und urtheile daraus, wie Dich die Regenten in dem Büchlein lehren. Machst Du dies Kunststück, werde ich allezeit die Figur so drehen und die Planeten einsetzen, daß Deine Fragen jederzeit richtig sollen beantwortet werden. Auf die nehmliche Art kannst Du auch Nativität stellen.

Pyromantie lehrt aus dem Feuer zu wahrsagen, indem man die Flamme bemerkt, ob sie ganz oder zertheilt brennt.

Aëromantie, wie man aus der Bewegung der Luft und aus dem Winde, von welcher Gegend derselbe kommt, die Zukunft bestimmen kann.

Kapnomantie, wie man aus dem Rauch eines beschworenen Feuers prophezeihen soll. Man giebt nehmlich darauf Achtung, wie derselbe in die Höhe steigt, ob er rund und kuglich wird, oder ob er schlimm auf eine Seite hinaus fährt, oder sonsten vom Wind bald zer-

theilt wird. Damit haben wir manches Affen-spiel angerichtet, die Leute mußten mancherlei Saamen, Fleisch von Thieren und Menschen und dergleichen hinein werfen, und hierauf sah ein Kind oder ein schwangeres Weib Bilder-chen, die wir eigentlich machten.

Ceroomantie, nach welcher der Künstler erst eine Beschwörung vorliest und dann einiges zerlassenes Wachs ins Feuer tröpfeln läßt. Mahomed, der Religionsstifter, hat es von uns zuerst gelernt und so weiter fortgepflanzt.

Die alten Weiber haben eine eigne Methode, wenn Jemand zu ihnen kömmt und zu wissen verlangt, welcher Heilige Schuld an der Krankheit eines andern sey. Sie zünden dann so viele Wachslichter von gleicher Größe an, als Heilige bereits im Verdacht sind, daß sie dem Patienten einen solchen Possen gespielt; jedes Licht bekömmt den Namen eines Heiligen; wessen Licht nun zuerst auslischt, der muß die Krankheit angerichtet haben. So leicht ist es, die Leute zu betrügen! Wir sind es eigentlich, die Krankheiten hervorbringen, und die

Heiligen müssen es gethan haben, die sich nicht um die Menschen bekümmern.

Ichthiomantie, lehrt mit Fischen und ihren Eingeweiden Zauberei zu treiben.

Onomantie, bestehet in der Kunst aus dem Namen eines Menschen die zukünftigen Schicksale desselben zu errathen. Apollonius war hierin der erste und vornehmste Meister. Die Römer haben wir zuweilen damit geäfft. Belagerten sie eine Stadt, so mußten sie vor allen Dingen den Namen derselben und den ihrer Schutzgötter wissen. Hierauf nahmen sie ihre Conjurationen vor, die man im Livius und Macrobius findet, und fragten den Geist, ob sie die Stadt erobern würden oder nicht.

Auch noch gegenwärtig haben wir an mehrern Orten in der Welt unsre Schüler, welche mit dem Namen der Leute auf die Art spielen. Sie wissen dem Kranken zu sagen, ob er sterben oder genesen wird, und prophezeihen daraus glückliche und unglückliche Begebenheiten. Pythagoras hat auch viel davon gehalten, und mancherlei Verfahrungsarten vorgeschrieben.

Tephromantie, lehrt mit Asche zu zaubern. Man bestreuet nehmlich einen ziemlichen Fleck mit Asche, schreibt dann das A B C in eine Cirkel-Figur hinein, und setzt diese Buchstaben dem Winde aus. Der Wind bläst nach und nach mehrere weg und aus den übriggebliebenen sucht man das Zukünftige zu errathen. Wir müssen ebenfalls, sobald wir durch Beschwörung dazu aufgefordert werden, dabei nicht geringe Dienste thun, und solche Buchstaben stehen lassen, aus denen der Beschwörer etwas nehmen kann.

Alektromantie wurde mit einem Hahn verrichtet, den man in einen Cirkel stellte, und um ihn herum das Alphabet schrieb. Auf jeden Buchstaben legte man ein Gerstenkorn und beschwur hierauf den Hahn. Aus den Buchstaben, von denen er zuerst die Körner wegnahm, suchte man die Zukunft zu errathen. Auf diese Art betrog ich den Jamblichus, Schwarzkünstler des Kaisers Valens. Der Kaiser wollte nehmlich wissen, wer nach ihm zur Regierung kommen würde, und Jamblichus bediente sich dieser Kunst mit dem Hahn,

den ich aber regierte und nun auf die vier griechischen Buchstaben ΘΕΩΔ hinführte. Valens wußte daher nicht, ob es Theodotus, Theodosius, Theodotos ꝛc. bedeuten sollte; daher ließ er alle, deren Namen sich mit diesen Buchstaben anfing, umbringen. Ueber hundert Zauberer, weil sie es ihm nicht mit Gewißheit sagen konnten, wurden ebenfalls hingerichtet, und Jamblichus, der ein ähnliches Schicksal vorhersah, brachte sich selbst mit Gift um.

Coscinomantie. Diese Art, die Zukunft vorher zu sehen, wird mit dem Siehlaufen erreicht. Man bedient sich derselben gemeiniglich, wenn man erfahren will, wer etwas gethan oder gestohlen hat. In das Sieb wird nehmlich eine Scheere gesteckt, ihrer zwei halten diese mit den beiden vordersten Fingern dergestalt fest, so daß das Sieb etwas von der Erde abstehet. Hierauf spricht der Meister sechs Worte, die Du in dem kleinen Büchlein finden wirst; so muß der Geist, sobald der Schuldige genannt wird, das Sieb herumdrehen, und auf diese Art den Dieb verrathen und anzeigen.

Agiomantie, ist eine ähnliche Kunst, die mit einem Beil verrichtet wird. Man hauet nehmlich mit einem Beil in ein Scheit Holz und hängt beides an einen starken Faden auf und läßt es stille stehen. Hierauf verfährt man mit den Beschwörungen wie in der Gostinomantie und das Beil wird sich mit dem Scheit Holz ebenfalls bewegen, so bald der Schuldige genannt wird.

So habe ich Dir denn, lieber Wagner, die vornehmsten Stücke in der Magie und ihre Spezies umständlich erzählt und beschrieben. Das Uebrige mag bis zu einer andern Zeit bleiben.

Der Geist verschwand hierauf und kam erst in einem Monat wieder.

Johann de Luna macht einen Schnack zu Padua.

Die vorige Unterredung gefiel Wagnern und de Luna sehr wohl. Vornehmlich suchte der letztere die neu erworbenen Kenntnisse bald in Ausübung zu bringen; welches nicht fehlen konnte,

da er bei seinem Herrn und Meister täglich Privatstunnden in der Magie hatte.

So traf es sich, daß, als Johann de Luna spazieren ging, und eben vor einem Wirthshaus vorbei kam, es ihm einfiel, hineinzugehen und ein Glas Wein zu trinken. Hier fand er eine große Gesellschaft, und unter diesen auch mehrere gute Freunde, welche ein Glas Wein tranken, und sich freueten ihn bei sich zu sehen.

Es hatten sich auch an demselben Ort zwei Zinkenbläser eingefunden, die aber so erbärmlich spielten, daß man sich hätte die Ohren zuhalten mögen. Johann de Luna ärgerte sich darüber so, daß er heftige Kopfschmerzen davon bekam, und es beinah nicht aushalten konnte. Er sagte ihnen einigemal, sie möchten doch aufhören, er wollte ihnen Geld geben, daß sie könnten zufrieden seyn, allein sie kehrten sich nicht daran.

So verlohr Johann de Luna zuletzt alle Geduld, und dachte: eure Katzenmusik sollt ihr theuer genug bezahlen. Wie sie daher ihre Instrumente auf eine kurze Zeit weglegten, und

dafür die Trinkgeschirre an den Mund setzten, so bezauberte er sie alle beide, daß sie die Trinkgeschirre am Munde behielten, und sie auf keine Weise losmachen konnten. Sie mußten zum Spott aller Anwesenden ohne Trinkgeld weggehen und bis auf den dritten Tag die Geschirre am Munde behalten.

Die ganze Gesellschaft erstaunte über das starke Stück, das de Luna gemacht hatte; aber da man Erkundigung einzog, daß er bei Wagnern in der Lehre gewesen, wunderte man sich nicht weiter darüber, daß er es schon so weit gebracht hatte.

Wagner hat einen Edelmann auf eine seltsame Art zum Narren.

Als Wagner einmal über die Straße ging, schrie ein Edelmann hinter ihm her: da gehet der Zauberer!

Darüber ärgerte sich der Beleidigte nicht wenig, und wußte in dem Augenblick nicht, wie er sich rächen sollte.

Doch bei seiner reichen Gabe an Erfin-

dung fiel ihm gleich ein Possen ein, den er dem Edelmann spielen wollte. Er zauberte in dem Augenblick ein schönes Mädchen hin, die dem Edelmann in den Wurf kommen mußte. Ihr ganzer Anstand, ihre Mienen und ihr ganzes Aeußere verrieth, daß sie eine Buhlerin, doch nicht von der gewöhnlichen Art war. Der Edelmann sah sie, und sie sehen und sich in sie zu verlieben, war das Werk eines Augenblicks. Er grüßte sie freundlich, redete sie an und merkte aus ihren Antworten, daß man sie haben könnte.

Es wurde nicht erst ein Ort der Zusammenkunft verabredet, sondern sie erbot sich, ihn in einen Garten zu führen, wo sie sich mit einander ungestört vergnügen könnten. Es war ein herrlicher Garten, wo sie ihn hinbrachte, den der Edelmann noch nie vorher gesehen hatte. Noch mehr bezaubert ward er von dem Gartenhause, das mit allen Bequemlichkeiten hinlänglich versehen war. Ein herrlich ausgeziertes Kabinet fand ganz seinen Beifall, vornehmlich als er darin ein seidnes Bett stehen sah. Die Dame machte nicht viel Umstände,

zog sich aus und der Edelmann that ein gleiches. Er sprang wollüstig ins Bette, so daß es platschte und in diesem Augenblick verschwand Garten, Haus und Hure, und der Edelmann befand sich in einem stinkenden Pfuhl bis an den Hals. Hier mußte er einige Tage liegen, bis man ihn fand und seine Freunde ihn waschen und reinigen ließen.

Wie es Wagnern zu Neapolis gegangen.

Wagner hatte auf diese Art den Edelmann übel angeführt, entfernte sich aber bald nachher aus Padua, weil er den Zorn desselben nicht noch weiter reizen wollte. Er begab sich nach Neapolis. Hier glaubte er Geld verdienen zu können. Ein reicher Kaufmann war mit vielen Gütern zu Schiffe gegangen. Lange wartete man auf ihn, allein er kam nicht wieder; daher der Verdacht immer größer ward, daß er entwedet verunglückt, oder von Seeräubern ermordet und beraubt worden sey.

Seine Erben wünschten hierüber etwas mit Gewißheit zu erfahren; daher boten sie dem=

demjenigen eine ansehnliche Summe Geld, der den Thäter ausmitteln würde. Wagner glaubte dies Geld mit leichter Mühe verdienen zu können, er meldete sich daher, daß er die Kunst verstehe, den Thäter mit Gewißheit heraus zu bringen, und daß er schon mehr als einmal Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt habe.

Die Erben des vermißten Kaufmanns waren abergläubische Leute — wie denn meist alle Italiäner dem Aberglauben ergeben sind — und freueten sich einen Mann gefunden zu haben, der ihnen etwas entdecken könnte, was bis dahin ihnen Geheimniß war. Sie versprachen ihm zweihundert Zechinen, wenn er den Thäter ausfindig machen würde.

Wagner nahm hierauf einen Crystall, beschwor denselben und hielt ihn gegen die Sonne, und in diesem Augenblick sah man darin das Bild eines sehr reichen Kaufmanns zu Neapolis, welches Jedermann sogleich bekannt war. Niemand war auf diesen reichen Mann gefallen, daß er einer solchen schwarzen That fähig seyn könnte, indem ihn jeder von der Seite ei-

nes rechtlichen Mannes kennen zu lernen mehrmalen Gelegenheit gehabt hatte.

Es war richtig, daß dieser Mann mit dem angeblich verunglückten Kaufmann ausgefahren, und doch nicht mit ihm zurück gekommen war. Die Verwandten des Verunglückten verklagten den vermuthlichen Thäter bei seiner Obrigkeit, und man fragte ihn vor Gericht, ob er nicht wüßte, wo dieser Kaufmann geblieben wäre? Der Angeklagte gab zur Antwort: er wäre vor ihm hergeschifft; ob er nun versunken, oder erschlagen worden, oder irre gefahren sey, das könnte er nicht wissen. Eben so sagten auch seine Diener aus.

Hierbei wollte sich aber die Obrigkeit nicht beruhigen lassen. Der Angeklagte ward ins Gefängniß gesetzt und alle seine Diener hatten das nehmliche Schicksal. Zuerst wurden die Diener auf die Folterbank gelegt; sie gestanden, gleich bei dem ersten Grad der Tortur, daß sie den Kaufmann gemeinschaftlich ermordet hätten. Der Herr wurde nun auch gemartert, und gestand das nehmliche. Das Urtheil wurde eingeholt, welches lautete: man

sollte sie, als Seeräuber, vom Leben zum Tode bringen.

Indessen kömmt der Kaufmann, den man für ermordet hält, frisch und gesund zurück. Er hatte nehmlich das Unglück gehabt, auf der See verschlagen zu werden, so daß er sich an einem Orte fünf Wochen lang hatte aufhalten müssen.

Seine Verwandten merkten jetzt erst, daß sie Wagner betrogen hatte, und verlangten das Geld zurück, das sie ihm für seine angebliche Entdeckung hatten auszahlen müssen.

Wagner wollte von keiner Zurückgabe etwas wissen, daher ward er von den Gerichtsdienern verfolgt. Einer erwischte ihn auch wirklich und hielt ihn beim Arm fest. Allein Wagner nahm den ganzen Kerl mit sich in die Höh, so wie ein Luftschiffer, und lehrte ihn fliegen; aber als er nun eine ziemliche Höhe mit ihm erreicht hatte, ließ er ihn herunterfallen, so daß er ein Bein zerbrach.

Auf diese Art entging Wagner der ihm gedrohten Strafe und niemand wagte es, sich an ihn zu vergreifen.

Wagners Affe frißt Pomeranzen.

Zu Padua war ein Mann, der hatte in seinen Garten viel Pomeranzen. Wagner fragte ihn, als er vorbeiging, ob er welche verkaufe? Der Mann sagte Ja. Wagner versicherte, er wolle den andern Tag wieder kommen.

Wagner hielt Wort; er kam den andern Tag in Begleitung seines Affen zum Gärtner, und kaufte etliche Pomeranzen für sich, einige für seinen Affen. Der Affe spielte damit und fraß sie zuletzt mit sammt der Schaale auf. Dem Gärtner gefiel das lustige Spiel des Affen. Wagner bemerkte dies, und fragte ihn, wie viel er nehmen wollte, daß sich der Affe in Pomeranzen satt essen könnte.

Der Gärtner dachte: er kann so viel nicht essen, denn er frißt die Schaalen auch mit. Er forderte also — denn damals waren die Pomeranzen nicht so theuer als jetzt, indem man einige um einen Pfennig kaufen konnte — nicht mehr als sechs Pfennige für die ganze Zehrung des Affen. Wagner gab das Geld und sagte: laßt nur den Affen in den Garten, gegen

Abend werde ich wieder kommen, und ihn abholen.

Der Gärtner ließ sich das gefallen, nahm den Affen mit in den Garten und setzte ihn auf einen Pomeranzenbaum. Mit diesem Baum war der Affe sehr bald fertig, und ließ auch nicht eine darauf. Er sprang bald auf einen zweiten, dann auf einen dritten, auf einen vierten u. s. w. und fraß alle Pomeranzen ab.

Dies hatte der Gärtner nicht vermuthet; er wollte also nicht leiden, daß er noch mehr fressen sollte. Er schlug den Affen mit einer großen Stange vom Baum; allein der Affe wehrte sich und zerkratzte den Gärtner dergestalt, daß er ihn in seinen Unternehmungen nicht hindern konnte.

Indessen kam Wagner, seinen Affen abzuholen, und fragte den Gärtner, ob der Affe sich satt gefressen hätte?

Leider — antwortete der Gärtner — er hat mir mehr als tausend Pomeranzen verschluckt. Ich glaube, er hat den Teufel im Leibe; ja er hat mich sogar beschädigt.

Warum schlugst Du mich? — fing der Affe an — hättest Du das nicht gethan, so wärst Du wohl ungekratzt geblieben.

Wagner zu Toledo in Spanien, und was er da verrichtet.

Ein guter Freund berichtete Wagnern, daß zu Toledo in Spanien, die schwarze Kunst öffentlich sollte gelehrt werden. Wagner hatte Lust mit seinem Freunde Johann dahin zu reisen, und damit diese Reise nicht so kostspielig seyn möchte, traten sie dieselbe auf zwei Hahnen an, deren jeder so groß als ein Pferd war.

Diese Reise war sehr bald geendigt. Die Reisenden stiegen in einem Wirthshause ab, worin Studenten wohnten, welche nicht allein Liebhaber der schwarzen Kunst waren, sondern auch darin schon verschiedene Fortschritte gemacht hatten. Indessen vermißte Wagner beim Absteigen seinen Diener Klaus, und schickte daher den einen Hahn ab, ihn zu holen, der auch nach acht Stunden mit ihm ankam.

Wagner legte sich früh zu Bette, Johann

aber blieb noch in der gemeinschaftlichen Gaststube, um sich mit den Studenten zu unterhalten. Das Gespräch kam sehr bald auf die Magie, und die Studenten sagten dem Johann deutlich, daß sie davon etwas verstünden; dieser aber stellte sich, als wenn er auch nicht die mindeste Kenntniß davon hätte. Er schien vielmehr ganz in seiner Einfalt zu fragen: was sie damit sagen wollten? Allein die Studenten gaben ihm die derbe Antwort: Er möchte das Maul halten, es würde ihm sonst nicht wohl bekommen.

Johann glaubte, oder stellte sich zu glauben, als wenn sie eine Schlägerei im Werke hätten, und machte sich gefaßt seinen Mann zu stehen und sie zu empfangen. Allein anstatt ihn zu schlagen, zauberten ihm die Studenten ein paar Eselsohren an den Kopf, um damit anzudeuten, daß ein solcher Laffe nicht nach allen Dingen zu fragen hätte.

Johann lief mit seinen beiden Ohren zur Stube hinaus, und suchte seinen Freund Wagner, ihn von der ihm drohenden Gefahr zu befreien.

Warum ließest Du sie nicht zufrieden? — sagte Wagner — Du konntest ja gleich mit mir gehen, dann hätten sie Dir nichts anhaben können. Allein sie sollen doch nach Verdienst bestraft werden.

Indem er dies sagte, verwandelte er die Studenten in dem nehmlichen Augenblick in Schweine. Die Herren Studenten als Schweine verwandelt, liefen jetzt im Hause herum, wälzten sich im Koth, kamen dann wieder in den Hausflur, besudelten denselben, so daß der Wirth mit seinem Gesinde genug zu thun hatte, die Schweine fortzujagen, von denen Niemand wußte, wo sie hergekommen waren, oder wem sie angehörten.

Den andern Morgen, als die Hausthür des Wirthshauses geöffnet ward, liefen die Schweine herein, gerade nach ihren, ihnen wohl bekannten Stuben, und legten sich in ihre Betten. Der Wirth wunderte sich, daß er die Studenten seit gestern Abend nicht bemerkt, und als es Mittag war, und sie immer noch nicht kamen, ging er in ihre Stube, um selbst zu sehen, was sie wohl machen möchten. Al=

lein wie sehr entsetzte sich der Wirth, als er keine Studenten, sondern Schweine in den Betten fand. Nun erst merkte er, daß Zauberei dabei im Spiel seyn möchte. Er schickte daher zu einem vornehmen Zauberer, welcher den Studenten sehr bald ihre vorige menschliche Gestalt wieder gab.

Dieser Zauberer war der Meister, der die Studenten in der Magie unterrichtet hatte. Mit Erstaunen erfuhr er von seinen Lehrlingen, daß sie nothwendig von einem fremden anwesenden Magiker in diesen bedaurungswürdigen Zustand müßten versetzt worden seyn, weil sie einem Fremden, der wahrscheinlich ein Zauberer seyn müßte, Eselsohren angezaubert hätten.

Den Abend kam die Gesellschaft wieder in der Gaststube zusammen, und Wagner und Johann de Luna waren auch dabei. Die Studenten kannten Wagnern nicht, und wollten sich blos an dem Johann de Luna rächen, und zauberten ihm einen großen langen Storchschnabel an.

Johann de Luna stand von seinem Sitz

auf, stellte sich mitten in die Stube, schnitt mit dem Messer seinen Schnabel ab, und in dem Augenblick fiel dem Studenten, der ihm diesen Possen gespielt, die Nase ab, so daß es nicht anders schien, als wenn die Nase herunter geschnitten wäre.

Der Mensch ward bestürzt; allein Johann de Luna sprach ihm Muth zu, versöhnte sich mit ihm, und setzte ihm die Nase wieder an; doch war zeitlebens eine Narbe zu sehen.

Wagner lachte die Herren Studenten aus, daß sie etwas zu verstehen glaubten und doch Ignoranten wären. Das konnten die hochweisen Herren nicht vertragen, und waren auf einen neuen Possen bedacht.

Der eine von ihnen machte einen kleinen wächsernen Mann, und stach demselben mit einer Nadel ein Auge aus. Sogleich verdarb Wagnern das eine Auge, und das Wasser aus demselben sprützte über den Tisch.

Wagner ward darüber zornig, grub mit einem Messer ein Loch in den Tisch und fragte den Schwarzkünstler, ob er ihm wollte sein Auge wieder geben?

Das kann ich nicht — antwortete dieser — wenn ich auch gern wollte.

Wagner nahm hierauf ein Stückchen Holz, steckte es in den Tisch, und ließ daraus eine schöne Rose wachsen, von bluthrother Farbe. Wagner fragte hierauf den Schwarzkünstler noch einmal: ob er sein Auge wieder gut machen wolle, wenn er könnte?

Der Schwarzkünstler antwortete: Nein!

Da hieb Wagner die Rose vom Stengel ab, und in dem Augenblick fiel dem Schwarzkünstler der Kopf vom Rumpf, so daß das Blut bis an die Decke sprützte.

Die Anwesenden glaubten es wäre Spaß; allein Wagner sagte: es ist geschehen um mein Auge, und um seinen Kopf! Wagner verließ den andern Morgen das Wirthshaus. Vergebens bemühten sich die Freunde des Umgebrachten, ihn wieder zum Leben zu bringen; denn mit aller ihrer Kunst vermochten sie es nicht, und mußten es geschehen lassen, daß er zum Teufel fuhr.

Wagner fragt einen berühmten Zauberer um Rath, wegen der Wiedererlangung seines Auges.

Wagner, der den Gebrauch seines Auges wieder zu haben wünschte, wandte sich an einen Mann, dessen Geschicklichkeit ihm angerühmt wurde. Dieser Professor Magiae erklärte sich aber gleich, daß es ihm nicht möglich wäre, den Geist zu schaffen, den der verstorbene Magiker gebraucht hätte.

Doch nach einiger Ueberlegung, und da er noch einen andern Philosophen um Rath gefragt, sagte er endlich, daß er sich Mühe geben wollte, den Geist zu rufen.

Also beschwuren sie gemeinschaftlich den Geist, und fragten ihn, ob er den Schaden wieder heilen könnte.

Der Geist antwortete: Nein, das kann ich nicht, er muß ihn von meinetwegen behalten.

Wagner wußte sich daher nicht zu helfen.

Nach einiger Zeit sagte derselbe Magus zu Wagnern: er sollte nach Lappland reisen, da wären so viele Zauberer, daß das ganze Land beinah damit übersäet wäre. Diese Leute

wüßten so viele Künste, daß, wenn er nur erst dort wäre, er gewiß einen finden würde, der ihm sein Auge heilen, oder vielmehr ihm ein ganz neues schaffen könnte. Allein diese Magiker wären ganz sonderbare Kerls, indem sie oft ihr ganzes Land verzauberten, so daß man es nicht finden könnte, wenn man auch Jahre lang darnach suchen wollte; desgleichen verstünden sie die Kunst auf dem Wasser, als wie auf trocknem Lande zu gehen, und hoch in der Luft zu fahren, ohne erst dabei der Hülfe eines Geistes nöthig zu haben.

Wagner reist mit seinem Geist Auerhan nach Lappland.

Diese Erzählung machte Wagnern Lust nach Lappland zu reisen. Allein den gewöhnlichen Weg dahin zu nehmen, war ihm zu beschwerlich; daher bediente er sich seines treuen und sichern Auerhans dazu, und kam in kurzer Zeit durch eine Luftfahrt nach Lappland.

In diesem Lande waren die Leute damals, als Wagner dort war, wie die leibhaften Teu-

fel. Sie leben von der Jagd und Fischfang, und beten Holz und Steine als Götter an. Ehe sie auf die Jagd gehen, oder Fische fangen, sagen sie erst gewisse Beschwörungsformeln, um sich dadurch den Schutz ihrer Götter auszubitten. Wenn die Götter durch diese Beschwörungen sich von ihrer Stelle bewegen, so ist dies ein Beweis, daß sie in ihrem Vorhaben glücklich seyn werden; das Gegentheil zeigt von der Unausführbarkeit ihres Vorhabens.

Doch wissen sie ihre Götter auf folgende Art zu versöhnen. Sie haben eine kupferne Trommel, worauf mancherlei Thiere und Ungeheuer gemahlt sind; auf derselben stehet ein eherner Frosch, an einer eisernen Stange befestigt. So wie sie ihre neun Beschwörungen singen, rühren sie dabei die Trommel, und der eherne Frosch fängt an zu hüpfen; aus dem Thier, worauf er fällt, nehmen sie das Herz, und opfern es ihren Gottheiten, wodurch sie dieselben zu versöhnen glauben. Den Kopf des Thieres hängen sie an einen heiligen Baum; das übrige kochen sie, laden dazu Gäste ein, und verzehren es mit ihnen gemeinschaft-

lich. Nach solchen Verrichtungen glauben sie, daß alle ihre Unternehmungen ihnen glücklich von Statten gehen müssen.

Wenn ein Fremder von ihnen zu wissen verlangt, was seine Verwandten, wenn sie auch einige hundert Meilen entfernt seyn sollten, gegenwärtig machen, so sagen sie demselben alles genau. Sie verfahren dabei folgendergestalt:

Nachdem der Teufelsbanner die Beschwörungen gesprochen, fällt er nieder zur Erde, und scheint als ein todter Mensch da zu liegen, denn man bemerkt nicht die geringste Spur des Lebens mehr bei ihm. Dieser Scheintodte muß aber bewacht werden, wenn ihn der Teufel nicht wegführen soll. Erst nach vier und zwanzig Stunden fängt er sich wieder zu bewegen an, und wacht, wie aus einem tiefen Schlaf, mit einem Seufzer auf. So bald er wieder zu sich gekommen ist, beantwortet er alle ihm vorgelegte Fragen, und damit man seiner Erzählung Glauben beimessen kann, so beschreibt er auch etwas Eignes, was nur der Fragende wissen kann.

In diesem Lande halten sich viele dienstbare Geister und Gespenster auf, die mit den Einwohnern Umgang haben, mit ihnen essen und trinken, sich mit ihnen unterhalten, und auf keine Weise vertrieben werden können. Vornehmlich werden die dortigen Einwohner von den verstorbenen Freunden und Verwandten sehr beunruhigt und erschreckt. Damit sie diese Erscheinungen verhindern, haben sie im Gebrauch, die Todten unter den Heerden zu begraben, und sich auf solche Art von dieser bösen Gesellschaft los zu machen.

So bald sie auf diese Art verfahren, können sie vor den Erscheinungen der Verstorbenen sicher seyn; wenn sie aber diese Vorsicht unterlassen, so werden sie von ihren todten Freunden beunruhigt.

Wenn die Leute aus Finnland zuweilen einen Lappländer bekommen, so lehren sie ihn beten, und taufen ihn auch bisweilen; allein er stirbt gewöhnlich nach sieben oder acht Tagen, worüber man sich billig wundern muß.

Nachdem Wagner vier bis fünf Tage in die-

diesem Lande geblieben war, reiste er nach Toledo zurück, um seinen Freund Johann de Luna zu besuchen.

Wagner läßt zu Toledo einen Kopf balbiren.

Wagner wollte einst in einer großen Gesellschaft zu Toledo seine Kunst zeigen, und schlug in Gegenwart aller, seinem Freunde Johann de Luna den Kopf ab. Diesen Kopf that er in eine große Schüssel, und gab sie seinem Burschen Claus mit dem Befehl, den Kopf bei einem Balbier putzen zu lassen.

Der Junge lief, was er laufen konnte, um geschwind vom Balbier zurück zu kommen. Der Balbier putzte den Kopf rein ab. Da aber seine Frau eben ein Kalb hatte schlachten lassen, so wußte er den Kalbskopf anstatt des Menschenkopfs in die Schüssel zu praktiziren, ohne daß Claus den Betrug oder Tausch merkte. Der Balbier wußte sehr gut, daß schon öfters ein dergleichen Spaß war getrieben worden; und dieser Kopf war nicht der erste, den man ihm zu balbiren gebracht hatte.

Claus kam zurück zu seinem Herrn, und als das Tuch aufgedeckt ward, sah er zum Erstaunen anstatt eines Menschenkopfs einen Kalbskopf. Wagner glaubte, ein Schalk hätte ihm diesen Possen gespielt, und der Kalbskopf würde sich wohl bald wieder in einen Menschenkopf verwandeln.

In dieser Voraussetzung setzte er dem Johann de Luna diesen Kalbskopf auf; allein der Kopf fing an zu blöken, und gab zu verstehen, daß er nicht der Kopf des Johann de Luna wäre. Wagner fragte daher die Gesellschaft, ob etwa Jemand ihm diesen Possen gespielt hätte? allein Niemand wollte etwas davon wissen.

Indessen kam des Balbiers Junge und brachte den rechten Kopf getragen; denn der Herr wußte wohl, wenn der Kopf und Stumpf kalt geworden, könnten die Theile nicht wieder zusammengesetzt werden.

Wagner hieb sogleich den Kalbskopf herunter und setzte den rechten wieder auf, so daß es dem Johann de Luna weiter nichts schadete.

Wäre aber der Junge nur noch eine halbe Stunde mit dem Kopf ausgeblieben, so war es um den armen Schelm geschehen.

Wagner bezahlt den Balbier mit gleicher Münze.

Wagner merkte nun wohl, daß der Balbier ihn betrogen habe; er dachte daher auf eine kleine Rache, wozu sich sehr bald eine gute Gelegenheit fand.

Wagner erfuhr nehmlich, daß der Balbier einen vornehmen Herrn in der Kur habe, zu dem er beinah täglich gehen müßte. So wie er daher einmal nach der Wohnung seines Patienten gehen wollte, verwandelte Wagner den Herrn Balbier in ein Kalb, das gerade die Gestalt hatte, wie sein Kalb gewesen war.

Niemand erkannte den Balbier, als er in das Haus seines vornehmen Patienten kam; denn da er die Gestalt eines Kalbes hatte, hielt ihn Jeder für ein Kalb, ob er gleich in der Meinung stand, er wäre ein Mensch und handelte auch als ein Mensch.

Er ging die Treppe hinauf in das Zimmer

des Patienten, und tappte mit seinen Kälberfüßen auf der Wunde herum. Der Kranke wußte nicht, was er davon denken sollte, und wollte das Kalb fortjagen; allein es wollte vom Bette durchaus nicht weg. Da es also in der Güte nicht weg wollte, ließ er es von seinen Leuten auspeitschen und mit Hunden forttreiben. Diese hatten ihn dermaßen zugedeckt, daß er etliche Tage das Bette hüten mußte, um sich wieder zu kuriren.

Der Balbier bereute nun seine Unbesonnenheit, einem Zauberer einen Possen spielen zu wollen. Von diesem Augenblick beschloß er bei sich, daß er nie wieder in der Art einen Spaß treiben wollte, so sehr er auch sonst dazu geneigt war; denn er sah aus eigner Erfahrung, daß öfters das unschuldigste Kurzweil, wenn man nicht seinen Mann genau kennt, die schlimmsten Folgen haben könne.

Wagners Verabredung mit seinem Geist.

Von der dem Wagner bestimmten Zeit waren bereits drei Jahre verflossen, und es restirten vom Ganzen nur noch zwei Jahr. Er vertrieb sich daher täglich die Zeit in Gesellschaft schöner Frauen und Mädchen, mit denen er sich lustig machte und viel Geld verthat.

Zuweilen brachte ihm auch der Geist Auerhan ein hübsches Weibchen, mit dem er fröhlich seyn konnte. Bei einer solchen Gelegenheit bekam er Lust die Hölle zu besuchen, und bat den Geist, ihn dahin zu bringen.

Der Geist schlug ihm aber sein Begehren geradezu ab, weil er doch nach zwei Jahren selbst hinein müßte, und nur zu verzagt werden würde, wenn er seinen künftigen Aufenthalt vorher besehen wollte.

Also hast Du mich schändlich betrogen — sagte Wagner, indem ihm ein Grausen ankam, — um fünf Jahr Freude habe ich meine Seligkeit verscherzt!

Daran mußt Du nicht denken — versetzte der Geist — ich kann Dir noch manche Freude

verschaffen. Ich will Dir die Kraft mittheilen, die Zukunft genau vorher zu sagen, alle andere Magiker sollst Du an Kunst übertreffen, Ehre und Reichthum auf der Welt genießen, und an allen Sachen einen Ueberfluß haben.

Zugleich verspreche ich Dir, wenn Deine Zeit um seyn wird, Dir einen guten Ort in der Hölle über viele Zauberer und Zauberinnen anzuweisen, welche Dir alle unterthänig seyn sollen, so daß sie Dir auf jeden Wink gehorchen müssen.

Hierauf vertrieb der Geist Wagnern die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und es erschienen haufenweis schöne Mädchen, worunter er sich diejenigen auslesen konnte, die nach seinem Geschmack waren, um sich mit ihnen zu vergnügen. Diese fröhlichen Tage dauerten so lange, bis Wagner darüber alle Traurigkeit vergaß.

Wagner fährt in die neue Welt, jetzt Amerika genannt.

Wagner hatte viel von der neuen Welt, die damals erst kürzlich war entdeckt worden, ge-

hört, und wünschte sich dort einmal umzusehen, um mit eignen Augen das Abentheuerliche zu sehen, was man von diesen neuentdeckten Ländern erzählte.

Sein Geist Auerhan war willig und bereit, ihn mit leichter Mühe durch die Luft in dies Land zu bringen, das seine Neugierde so sehr reizte. Wagner setzte sich auf den Hahn, durchflog schnell die Luft, und bemerkte schon den andern Tag einen seltsamen, ihm völlig unbekannten Vogel, welches nach des Geistes Erinnern eine Anzeige war, daß sie nicht weit mehr vom Lande entfernt wären.

Gegen Abend sah Wagner auch einige fliegende Fische, dergleichen er noch nie gesehen hatte. Am Morgen des andern Tages setzte ihn der Geist auf der Insel Cuinana nieder. Der erste Gegenstand, der ihm hier vor die Augen kam, war ein altes häßliches Weib, ganz nakkend, blos die Schaamtheile bedeckt, in der Hand einen Korb mit Früchten haltend. Ihr langes Haar bedeckte den größten Theil des Rückens, und die Ohrlappen, in welchen hölzerne Ringe befindlich waren, hingen bis auf

die Achseln herab. Dies Weib hatte sehr lange Nägel, schwarze Zähne, ein weites Maul und eine durchlöcherte Nase, worin ein Ring hing.

Hier hatte er keine Lust sich lange zu verweilen. Er besah lieber die Insel Dominiko, worin die Spanier noch nicht so gehaust hatten, als nachher. In diesem Lande giebt es wilde Leute, die keinen Bart haben; denn so bald sich etwas Haare am Barte zeigen, schaben sie dieselben mit scharfen Muscheln ab. Die Spanier führen mit ihnen immerwährende Kriege, und müssen sich vor den giftigen Pfeilen der Indianer in Acht nehmen.

Wagner sah hier, wie die Spanier die wilden Leute zu fangen pflegen. Diese Leute bewohnen gewöhnlich die Berge, indessen die Spanier unten im Thal sich versteckt halten, so daß ihnen ihre Beute nicht entwischen kann, wenn die Indianer pfeilschnell von den Bergen herunter laufen.

Ihre Kähne machen sie aus großen Baumstämmen, die sie so geschickt ausbrennen, als wären sie mit einem Beil ausgehauen worden.

Die Spanier bringen öfters einige tausend gefangene Indianer zusammen, und binden sie, damit sie nicht etwa einen Aufstand gegen ihre Herren anfangen. Die Mütter mit ihren saugenden Kindern folgen, und wenn sie etwa nicht fortkommen können, werden sie von den Spaniern umgebracht. Weiber und Jungfrauen schänden diese Ungeheuer in Gegenwart ihrer Männer und Väter.

Der gemeine Indianer darf nicht mehr als Ein Weib haben, doch ihr König darf deren drei bis vier nehmen; eine hat über die andere die Oberherrschaft. Wenn die Frau alt wird, schafft sie der Mann ab, und nimmt dafür eine junge.

Die Männer, vornehmlich alte Leute gehen ganz nackend. Doch verbergen sie zuweilen ihre Schaam in eine Frucht, die wie ein Kürbis gestaltet ist. Die Weiber bedecken ihre Schaamtheile mit einem dünnen Schleier; die unverheiratheten Mädchen aber mit einer Binde.

Wann ein Vornehmer Hochzeit hat, muß ein Priester, den sie Pinches nennen, vorher

die Braut anzapfen, welches mit grossem Gepränge geschieht, und sich der Mann zur Ehre rechnet.

Ihre Lebensart ist schlecht. Sie leben von Fischen, fressen auch Menschenfleisch, Frösche, Läuse und Würmer nebst andern Ungeziefer.

Ein gewisses Kraut, Capsacum, brennen sie nebst Perlenmuscheln zu Pulver und färben die Zähne damit schwarz, welches auch die Zahnschmerzen vertreibt.

Sie durchstechen ihre Lippen, Nasen und Ohren, und hängen schöne Edelgesteine darein, und bemahlen das ganze Gesicht mit Farben.

Ihre Waffen bestehen aus einem Bogen, mit dem sie vergiftete Pfeile abschießen. Sie bestreichen nehmlich den Pfeil, nachdem sie gehärtete Fischgräten am Ende desselben befestiget, mit giftigen Salben, welche alte Weiber aus Kräutern und Thieren kochen. Der mit einem solchen Pfeil Verwundete muß sterben, wenn man den Schaden nicht vor der Kur mit einem glühenden Eisen ausbrennt.

Die Spanier gehen mit den gefangenen Indianern öfters ärger um als mit dem Vieh,

Anfangs hielten die Indianer die Spanier für Götter, oder für Söhne ihrer Götter; allein seitdem einer von ihren Königen den Versuch gemacht, einem gefangenen Spanier einen Strick um den rechten Fuß zu binden, und ihn so eine Weile ins Wasser zu halten, um zu probiren, ob er wie andre Menschen ertrinken würde, und man ihn nicht lebendig herauszog, haben sie dies Vorurtheil abgelegt.

Als die Spanier das erstemal in der neuen Welt ankamen, wunderten sich die Eingebohrnen, wo doch diese Leute mit Bärten herkommen müßten. Sie wußten nicht, was sie von den großen Schiffen, Schwerdtern, Armbrüsten und den schönen Kleidern der Europäer denken sollten. Vornehmlich da sie den Knall der Schießgewehre und den Donner der Kanonen hörten, meinten sie nicht anders, als daß die Spanier vom Himmel zu ihnen gekommen wären.

Den ersten Reiter, den sie sahen, hielten sie für ein Ungeheuer so lange, bis sie den ersten fingen und todtschlugen. Dieser mußte denn auch für so viele Grausamkeiten büßen,

welche seine Landsleute mit den armen Indianern vorgenommen hatten. Sie banden ihm Hände und Füße, stürzten ihn dann auf die Erde, und stießen ihm Gold und Perlen ins Maul, mit den Worten: Christoph, friß Geld! Hierauf fing man an ihn zu quälen, schnitt ihm die Glieder stückweis ab, bratete sie am Feuer, und verzehrte sie mit thierischer Wollust.

Sie haben mancherlei Gottheiten, theils gemahlt, theils geschnitzt, die verschiedne Thierarten, zum Theil auch Ungeheuer vorstellen. Die christlichen Priester wollten sie von ihrer Religion abbringen, und sie zwingen den katholischen Glauben anzunehmen. Allein die Indianer sagten, der Christengott müßte ein böser Gott seyn, weil seine Kinder, die ihn verehrten, so boshaft wären. Sie selbst erbitten sich von ihren Gottheiten weiter nichts als Gesundheit und Sieg wider ihre Feinde, zu welcher Bitte sie noch die hinzufügen, sich täglich satt essen und trinken zu können.

Dort wächst ein Kraut, Tabacum genannt, dessen Blätter die Indianer an der Luft trock-

nen. Will Jemand prophetische Träume haben, oder will der Priester wissen, ob ein Krieg glücklich oder unglücklich abläuft, so werden diese Blätter auf glühende Kohlen gelegt, und der Weissager zieht den Rauch durch ein Rohr in den Mund und in die Nase. Dieser Rauch hat eine betäubende Kraft; wer ihn eingezogen hat, fällt wie todt zur Erde nieder, und bleibt in diesem sinnlosen Zustand wohl einen ganzen Tag. Nun haben sie prophetische Träume und wunderbare Erscheinungen, welche sie beim Erwachen erzählen und nach den vorgelegten Fragen zu erklären wissen.

Männer und Weiber begatten sich ohne Scheu in Gegenwart Anderer. Nach der Geburt, wozu sie keine Hebammen brauchen, gehet die Frau mit dem neugebohrnen Kind ans Meer, und reinigt sich sowohl als ihr Kind. Von Sechswochenhalten wissen sie nichts.

Nachdem Wagner alles Merkwürdige hier besehen hatte, bat er den Geist ihn an einen andern Ort zu bringen, um auch dort die Einwohner kennen zu lernen; wozu sich der Geist bereit und willig zeigte.

Wagner begiebt sich in ein anderes Land durch Hülfe des Geistes.

Der Geist brachte Wagnern hierauf in eine andere Provinz, Nicaragna. Hier ist die Sonnenhitze so brennend heiß, daß man am Tage nicht ausgehen kann, sondern die Einwohner müssen alle ihre Geschäfte in der Nacht verrichten. Die Einwohner sind Liebhaber vom Menschenfleisch. Durch das Reiben zweier Hölzer bringen sie Feuer hervor, und ob sie gleich Wachs genug haben, wissen sie doch daraus keine Lichter zu machen, sondern sie nehmen dazu Fichtenholz.

Als Wagner in dies Land kam, erregte zuerst seine Aufmerksamkeit ein indianischer Tanz. Es mochten ohngefähr tausend Indianer beisammen seyn, welche einen großen, ebnen Platz einnahmen. Einer von ihnen führte den Reihen und tanzte vor, dann folgten ihrer drei bis vier in einem Glied, welche die nehmlichen Sprünge machten. Die Spielleute machten mit einer Art von Pauken Musik, und sangen dazu Lieder nach ihrer Art.

Der Vortänzer sang diese Worte nach, worauf der ganze Haufe das Nehmliche zu schreien anfing. Nachdem eine Strophe des Gesangs durchgesungen, oder vielmehr durchgeschrieen war, fingen die Spielleute eine neue an, welche, wie das erstemal, von dem Vortänzer nachgesungen ward, worauf der ganze Haufe eben so einstimmte. Die Tanzenden zeichneten sich durch mancherlei seltsame Bewegungen und Sprünge aus. Der eine von den Tänzern trug einen Fliegenwedel; der andere einen Kürbis mit Steinen angefüllt, womit geklappert wurde; ein dritter trug einen Topf, der mit mancherlei schönen bunten Federn angeputzt war. Einige hatten sich mit Muscheln und Korallen behängt; der eine stellte sich blind, der andere lahm; dann wieder einer taub; der eine lachte, der andere weinte. Mit einem Wort, wer am meisten Kurzweil treiben konnte, war der angenehmste.

Wagner hatte Lust an dem Spiel Antheil zu nehmen. Er begab sich daher mit seinem Hahn in den Reihen, um mit den Indianern zu tanzen. Bei dem Anblick des Hahns über-

fiel die Indianer eine Furcht, daß sie alle davon liefen.

Zwei von ihren vornehmsten Priestern traten zu Wagnern und fragten ihn, was sein Begehren wäre? Wagner verstand ihre Sprache nicht und mußte sich also des Geistes als eines Dollmetschers bedienen. Er antwortete daher den Priestern, er wäre ihr Gott, dem sie opfern sollten.

Hierzu wollten sie sich durchaus nicht verstehen, indem sie Wagnern für einen von den geizigen Spaniern hielten, die sie bereits aus der Behandlung ihrer Nachbarn kannten.

Wenn ihr meinen Willen nicht thun werdet — versetzte Wagner — so werde ich euch alle in Wunderthiere verwandeln.

Er machte hierauf mit den beiden Priestern den Anfang, indem er dem einen einen Pferdekopf, dem andern aber einen Ochsenkopf anzauberte.

Als dies die andern sahen, bequemten sie sich nach Wagners Willen, brachten Gold, Perlen und mancherlei Edelgestein zum Opfer und baten um Gnade. Zuletzt kam ihm der

König freundlich entgegen, nahm ihn mit in seine Hütte, setzte ihm Speise und Trank vor, und legte ihm die Nacht eine schöne Jungfrau zu, mit der Wagner Kurzweil treiben konnte. Aus dieser fleischlichen Vermischung soll, wie hernach Johann de Luna erfahren, eine Tochter ans Licht gekommen seyn, welche in der Folge eine der ärgsten Zauberinnen wurde, die jemals auf der Welt gewesen sind.

Am andern Morgen, als sie aufgestanden waren, gingen sie mit einander heraus aus der Höle. Wagnern ward die heiße Witterung beinah unerträglich, so daß er sich genöthigt sah, bald wieder hinein zu gehen. Bald nachher kam der König mit einem großen Gefolge zu ihm, brachte ihm Geschenke und betete ihn an, welches auch alle seine Diener thaten. Wagner ließ eine prächtige Musik mit Pfeifen und Trommeln hören, worüber jedermann sich verwunderte, da Niemand die unsichtbaren Geister bemerken konnte, welche dieselbe hervorbrachten.

Wagner wollte nun nicht länger diese guten Leute durch Zauberei vexiren und verließ

ihr Land. Jetzt kam er an einen großen Berg, der unaufhörlich dampfte, und aus welchem Feuerklumpen heraus fuhren, die man in der Nacht über hunderttausend Schritt weit sehen konnte.

Die Spanier glaubten, daß in diesem Berge viel Gold vorhanden seyn müßte, und ließen daher einen kupfernen Kessel machen, denselben an hundert und vierzig lange eiserne Ketten hängen, woran sich zwei von ihren Kameraden hinunterlassen mußten. Allein die Glut des Feuers schmelzte die Ketten mit sammt dem Kessel, und die beiden Spanier suchen noch immer vergebens das Gold im Berge.

Hierauf brachte der Geist Wagnern nach Peru. Hier herrschte ein sehr kluger und verständiger König. Die Spanier brachten einen Mönch mit. Dieser mußte zu dem peruanischen König gehen und folgendes anbringen: Ich werde auf Befehl meines Monarchen, des Königs von Spanien, wie auch von dem Pabst zu Rom hieher geschickt. Dieser letztere ist unsers Erlösers und Seligmachers Stathal-

ter, und hat unserm Könige dies dein Land geschenkt, damit er gelehrte Leute hersende, welche den heiligen Namen Jesu ausbreiten und dies Volk von dem teuflischen Aberglauben befreien sollen.

Er erzählte hierauf, wie Gott Himmel und Erde aus Nichts erschaffen hätte. Ferner beschrieb er ihm den Fall Adams, und wie Christus vom Himmel gekommen, Mensch geworden, von einer Jungfrau geboren, am Kreuz für unser aller und der ganzen Welt Sünde gestorben, am dritten Tage wieder auferstanden, und gen Himmel gefahren sey, und wie wir alle nach unserm Tode auch wieder auferstehen, selig werden und in Ewigkeit bei Gott bleiben würden.

Er beschrieb hierauf die Gewalt und Macht des Pabstes, wie es blos von ihm abhinge, die Seligkeit zu geben, wem er wollte. Er rühmte auch des Pabstes und des Königs von Spanien Macht und Gewalt, reichte ihm sein Breviarium mit den Worten: das ist das Gesetz Gottes, hieraus sollst du den christlichen Glauben lernen, deinen falschen Göttern entsagen,

den rechten wahren Gott in dreien unterschiedlichen Personen erkennen, annehmen und ehren. Er möchte ja nicht die Freundschaft des Königs von Spanien ausschlagen, sondern sich unter seinen Schutz begeben, und ihm Tribut bezahlen.

Der Peruaner König antwortete hierauf: Ich bin ein freier König und kann mich unmöglich entschließen, einem andern Könige, den ich noch nie gesehen, Zoll zu geben. Der Pabst müßte ein sehr unverschämter und einfältiger Mann seyn, da er sich unterstünde, anderer Leute Güter und Länder zu verschenken. Die Religion kann ich nicht verändern; denn wie soll ich an einen Gott glauben, der gestorben ist? Ich will meinen Glauben behalten und die Sonne ferner anbeten, die nimmermehr stirbt.

Woher weißt Du — fuhr der König fort — daß der Christengott aus Nichts Himmel und Erde geschaffen hat, und am Kreuz gestorben ist?

Der Mönch sagte: aus diesem Buch.

Der König nahm das Buch, warf es aber bald wieder von sich und sagte: dies Buch sagt

und beweiset mir nichts. Wenn Du es verlierst, woher wolltest Du es dann wissen?

Der Mönch nahm sein Buch auf und entfernte sich. Der König wollte sich durchaus nicht bekehren lassen, und ist hernach von den Spaniern umgebracht worden.

Wagner ließ sich zu diesem Könige, der damals noch lebte, von seinem Geist hinbringen. Als er vor ihn kam, sah er ihn auf einem Stuhle sitzen, der mit Baumwolle behangen war. Der König speiste eben, und war ganz nackend, nur daß er um den Bauch eine geflochtene Schürze hatte. Auf seinem Tisch standen etliche Wurzeln und einige große indianische Feigen, nebst einem geringen Trank.

Als dies Wagner sah, schickte er seinen Geist eilig nach Spanien, und ließ sich ein Glas guten Wein, ein Gericht gebratener Vögel und andere kostbar zugerichtete Speisen bringen, und setzte sie dem Könige vor. Der König wunderte sich, wo das alles herkommen möchte; denn er sah Niemand um sich als seine Diener, da sich Wagner unsichtbar gemacht hatte.

Er fragte daher dieselben, ob sie Niemanden gesehen hätten?

Sie antworteten, es sähe Niemand etwas; allein einer von ihnen meinte, es wäre ihm vorgekommen, als wenn er den Schatten eines fremden Menschen gesehen hätte, doch könnte er hierüber keine gewisse Auskunft geben.

Der König wollte sich also mit diesem Schatten in ein Gespräch einlassen, und fragte: bist Du der Sonnensohn?

Wagner antwortete: Ja, der bin ich.

Kannst Du von mir nicht gesehen werden? — fragte der König.

Wagner ließ sich sehen und der König betete ihn an und begehrte langes Leben von ihm.

Wagner versprach ihm das und ließ sich merken, daß er blos deshalb zu ihm gekommen wäre, um seinen Gottesdienst und seinen Reichthum zu sehen.

Der König wollte sogleich aufstehen und ihm alles zeigen; allein Wagner ermahnte ihn, er sollte sitzen bleiben und essen. Das that der König und aß mit Wagnern. Indessen stand

der Geist Wagnern unsichtbar zur Seite, lehrte ihn die Sprache reden und sagte ihm die Antworten heimlich vor.

Dem König gefiel das Glas mit Wein, und bat sich von Wagnern das Gefäß aus. Dieser erfüllte sehr gern seinen Wunsch, weil er dafür goldene Geschirre bekam. Hierauf zeigte ihm der König seine Schatzkammer und alle seine Kostbarkeiten, wovon Wagner so viel nehmen konnte, als ihm nur beliebte.

Wagner begiebt sich auf die sogenannten glücklichen Inseln.

Nachdem Wagner alles Merkwürdige besehen, brachte ihn der Geist in die glücklichen Inseln. Diese sieben Inseln haben deshalb diese Benennung, weil man auf denselben alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß antrifft.

Auf der Insel Grancanarie, welche die größte ist, wächst viel Zucker, den die Kaufleute nach Italien und von da weiter bringen.

Die Insel Palma zieht vielen Wein, so daß nicht allein die umliegenden sechs Inseln

reichlich damit versehen werden, sondern daß sogar der Ueberfluß nach mehrern Weltgegenden versendet werden kann.

Die Insel Teneriffa ist reich an schönen Früchten und Gewächsen.

Auf der Insel Ferrara befindet sich ein sehr großer Baum, der eine besondere Eigenschaft besitzt, indem von dessen breitern Blättern unaufhörlich eine Feuchtigkeit herabtröpfelt, deren sich die Einwohner zum Trinken bedienen, indem auf der ganzen Insel weder ein Brunnen noch eine Quelle vorhanden ist. Um diesen Baum befindet sich immer ein großer Nebel, der nur durch die größte Sonnenhitze vertrieben wird.

Als die Spanier zuerst auf diese Insel kamen, wollten sie dieselbe, da sie kein süßes Wasser fanden, verlassen, bis ein altes Weib ihnen den Wunderbaum entdeckte. Die Einwohner, welche daraus ein Geheimniß machten, schlugen das Weib todt, als sie ihre Verrätherei erfuhren.

Hierauf brachte der Geist Wagnern nach der Insel Florida, wo die Einwohner größten=

theils vom Rauben und Stehlen leben. Der Ehestand ist ihnen heilig. Sie führen beinah unaufhörlich mit ihren Nachbarn Krieg. Sie leben von Wurzeln und Kräutern, von Früchten, und Fischen. Ihren Trank bereiten sie aus Kräutern. Sie werden vom Ungeziefer sehr geplagt.

Wagner kömmt wieder nach Toledo.

Wagner hatte bereits drei Monate mit dem Geist die Reise in die neue Welt gemacht, als er sich wieder nach Europa sehnte, da es ihm unter diesen wilden Leuten nicht gefallen wollte. Er ließ sich also durch den Geist wieder nach Toledo bringen.

Hier empfingen ihn seine Freunde und Bekannte mit Herzlichkeit, und hörten mit Begierde seine wunderbaren Erzählungen an. Er traktirte sie sämmtlich prächtig und schenkte Jedem etwas von den vielen Edelgesteinen und Perlen, die er mitgebracht hatte.

Einer von seinen Freunden fragte ihn, ob er nicht auch in China gewesen wäre, welches

Land wohl werth sey, es zu besehen. Wagner war nicht da gewesen, erkundigte sich aber gleich bei seinem Geist, ob er den Weg dahin nicht wüßte? Auerhan sagte: wenn Du Lust hast, will ich Dich dahin bringen. Wagner war damit sehr wohl zufrieden.

Der andere Tag war schon zur Abreise bestimmt, und die meisten von seinen Freunden bezeigten Lust, ihm Gesellschaft zu leisten. Vornehmlich äußerte Johann de Luna großes Verlangen, diese Reise mitzumachen. Wagner hatte nichts dagegen; allein er gab seinen Freunden zu bedenken: sie müßten sich wohl vorsehen, das Evangelium Johannis mitnehmen, sich mit Weihwasser besprengen, und das Gelübde thun, wenn sie gesund zurück kämen, eine Menschenseele zu opfern.

Sie versammelten sich alle in Wagners Wohnung. Er nahm drei auf seinen Mantel und Meister Auerhan führte sie fort. Johann de Luna hatte auch drei, die der Hahn Bethor führte. Den zweiten Tag kamen sie glücklich in China an, und zuerst in der Hauptstadt des

Landes, über deren Größe sie sich nicht genug wundern konnten.

Der Geist führte sie in den Kaiserlichen Pallast, wohin kein Fremder kommen durfte. Er zeigte ihnen den Kaiser in seinem Gemach, wie er auf einem elfenbeinernen Thron saß, der stark vergoldet war. Der Monarch sah Niemanden, hörte aber ein Geräusch und hielt dies für ein Gespenst, indem er von den Geistern sehr beunruhigt ward. Wagners Geist schaffte indessen für die ganze Gesellschaft Speise und Trank an, daß sie sich etwas erquicken konnten.

Den andern Tag gingen sie wieder in den kaiserlichen Pallast, wie das erstemal. Als der Kaiser abermals ein Geräusch hörte, schoß er mit einem vergifteten Pfeil darnach und traf einen Spanier, der sogleich todt zur Erde nieder fiel. Der Kaiser war zweifelhaft was man mit dem todten Menschen angeben sollte, ob man ihn begraben, ins Wasser werfen, verbrennen oder von wilden Thieren sollte fressen lassen.

Die Zauberer konnten nichts bestimmtes darüber sagen, fasteten drei Tage und drei

Nächte und kamen sodann wieder zum Kaiser. Sie machten um den todten Spanier einen Kreis. Alle zwölf Zauberer gingen dreimal herum, und einer in einem rothen Gewand verrichtete das Gebet. Hierauf brachten sie einen jungen neunjährigen Knaben, beteten über ihn, zündeten Lichter an und machten einen Dampf im Gemach von dem stärksten Rauchwerke. Der älteste Zauberer hieb in diesem Augenblick dem Knaben den Kopf ab, so daß das meiste Blut auf den todten Leichnam sprützte. Derselbe Zauberer legte sich nun auf die Erde, sagte seine Beschwörungsformeln, und der Spanier schlug die Augen auf. Er sagte dem Zauberer auf sein Befragen, wer er wäre, und auf welche Art er in dies Land gekommen sey, und fiel dann todt zur Erde nieder.

Der Kaiser wollte nun von den Zauberern wissen, was die Fremden eigentlich für eine Absicht hätten, warum sie in sein Land gekommen wären. Er ließ daher immer vier und vier in besondern Gemächer verwahren, um zu sehen, ob ihre Aussagen mit einander übereinstimmen würden.

So bald sie allein waren, fingen sie nach ihrer Art ihre Beschwörungen an; allein sie stimmten nicht mit dem überein, was sie glaubten durch ihre Zauberei erforscht zu haben. Der eine Haufe sagte, die Fremden wären gekommen ihn zu ermorden; der zweite, sie wollten das Land verrathen; und der dritte, es wären Geister und keine Menschen.

Der Kaiser sah hieraus, daß sie ihre Kunst nicht verstünden, und ließ sie alle hinrichten. Er ließ andere Zauberer kommen, welche zur Antwort gaben, die Fremden wären gekommen, den Monarchen umzubringen, man sollte sie nur im Pallast suchen, so würde man sie finden. Die Trabanten suchten sie überall und fanden sie nirgends. Zuletzt suchten sie noch in einem alten Thurm. Hier saß die ganze Gesellschaft, und sollte sich sogleich gefangen geben.

Wagner nahm seinen Mantel und fuhr mit dem Johann de Luna davon, und ließ die übrigen fünfe im Stich, welche sogleich zum Kaiser gebracht, hierauf in ein Gefängniß geworfen wurden und die Nachricht erfuhren,

daß sie den andern Tag hingerichtet werden sollten.

In der Nacht erschien ihnen der Teufel, und that ihnen den Vorschlag, daß, wenn sie sich mit der ihnen überreichten Salbe bestreichen und gewisse Beschwörungsformeln dazu sprechen würden, sie sobald befreiet werden sollten. Der eine von ihnen machte davon Gebrauch, bestrich sich mit der Salbe, sprach die Beschwörungsformel dazu, und fuhr davon. Niemand hat aber weiter erfahren, wo er geblieben ist.

Die übrigen warteten noch auf den Beistand Wagners und seines Schutzgeistes, auf den sie sich ganz verließen. Bei anbrechendem Tage kamen Wagner und Johannn de Luna, und fuhren die vier Arrestanten auf einer Schubkarre aus dem Gefängniß und brachten sie in einen schönen Saal im Pallast, wo sie frühstückten und hierauf nach Hause gingen.

Sie waren gleich auf die Rückreise bedacht, nachdem sie Wagner an das Versprechen vor ihrer Abreise erinnert hatte, worüber sie

traurig und niedergeschlagen wurden, weil sie nicht gern unschuldig Blut vergießen wollten.

Als man die Gefangenen zur Hinrichtung abholen wollte, wunderten sich die Trabanten nicht wenig, daß die Vögel bereits ausgeflogen waren, und der Kaiser konnte sich jetzt erst das Räthsel erklären, daß er nicht mit gewöhnlichen Menschen, sondern mit Zauberern und Geistern zu thun gehabt habe.

Wagner sieht die bösen Geister in der Hölle.

Wagners Lebensende rückte immer mehr heran, und es kam ihm dermaßen eine Furcht vor der Hölle an, daß es kaum zu beschreiben ist. In dieser Noth wünschte er doch vorher noch den Ort kennen zu lernen; allein der Geist schlug ihm sein Begehren immer ab. Indessen wollte er ihm doch fünf und zwanzig der vornehmsten Teufel zeigen, um sich gewissermaßen eine Vorstellung von der Hölle selbst machen zu können.

Zuerst erschien Bael mit drei Köpfen, nehmlich dem von einer Kröte, dem von einem

Menschen und dem von einer Katze. Er ist sehr verschmitzt, und ein gewaltiger Kämpfer.

Hierauf erschien Agares, als ein alter Mann, auf einem Krokodill reitend und einen Habicht in der Hand haltend. Er lehrt alle Sprachen und befördert seine Freunde zu hohen Aemtern.

Dann kam Markas in Gestalt eines Löwen. Er ist ein vornehmer Amtmann, weiß alle verborgene Dinge, giebt und nimmt Krankheiten, lehrt mathematische Künste, und verwandelt die Menschen in mancherlei Gestalten.

Ferner erschien Pruflus, ein alter Fürst, der ehemals bei dem Thurm zu Babilon gewohnt. Er war gestaltet als eine Feuerflamme, mit dem Kopf einer Nachteule. Er ist ein Beförderer des Kriegs, des Zanks und der Lügen.

Amon zeigte sich nun in Gestalt eines Wolfes mit einem Schlangenschwanz. Er spie Feuer aus, und nahm öfters eines Menschengestalt an, und blökte mit Hundeszähnen. Er weiß alle zukünftige Dinge, und hilft wider die Feinde streiten.

Jetzt erschien Barbatos in Gestalt eines

Wild=

Wildschützen, vor dem vier Trompeter gingen. Dieser verstehet den Gesang der Vögel, das Bellen der Hünde und das Brüllen der Kühe nachzuahmen. Er weiß auch um die Schätze, die von andern Geistern besessen werden.

Auf diesen folgte Buer, in Gestalt einer großen Katze. Er verstehet die Philosophie, hat Kenntniß von den Kräutern und heilt die Krankheiten der Menschen.

Nun erschien Botis, in Gestalt einer großen häßlichen Natter. Er verwandelt sich auch zuweilen in einen Menschen, hat große Zehen, zwei Hörner und ein scharfes Schwerdt in der Hand.

Nach ihn kam Pursan, in Gestalt eines Mannes mit einem Löwenkopf, auf einem Bären reitend, eine Natter in der Hand haltend und Pfeifer vor sich her gehend. Dies ist ein verschmitzter Geist, der mancherlei Abentheuer bestehen hilft, einen entweder organischen oder luftigen Leib annimmt und selbst von der Erschaffung der Welt zu sprechen weiß.

Dann erschien Loray, als ein Schütz gestaltet, mit Pfeilen und giftigen Geschoß. Er

ist ein Stifter des Aufruhrs und ein Beförderer des Zweikampfs.

Ihm folgte Aorax, in Gestalt eines Ochsen, der auch Menschengestalt annimmt. Er lehrt Astronomie und hat Kenntniß von den Kräften der Kräuter und Edelgesteine.

Nach ihm kam Ayheres, in Engelsgestalt, doch fast wie ein Löwe, hatte Gänsefüße und einen Hasenschwanz. Er weiß in die Zukunft zu sehen und macht den Menschen frech und kühn.

Hierauf erschien Cucrinolaus, in Hundsgestalt, mit Greifenflügeln. Er befördert Mord und Todtschlag und macht die Leute unsichtbar.

Dann sah man den Geist Legar, in Gestalt eines Landsknechts. Er reizt die Menschen zu unzüchtiger Liebe, verwandelt sich auch, wenn mans haben will, in Frauengestalt, und treibt Hurerei.

Ferner erschien Biloth, in Menschengestalt, reitend auf einem fahlen Pferd mit feurigen Schwanz. Voran gingen mancherlei Geister, welche Musik machten. Wagner fiel vor ihm

nieder, wie ihm sein Geist befohlen hatte; sonst konnte er von demselben getödtet werden.

Jetzt erschien Sytri als ein Leopard mit Greifenflügeln. Verwandelt sich dieser Geist in Menschengestalt, ist er sehr schön. Er lehrt die Kunst, wie man die Weiber betrügen soll, daß sie einem zu Willen seyn müssen.

Nun zeigte sich Paymon, von Gesicht beinah als ein Weibsbild, auf einem großen Ungeheuer reitend, eine schöne Krone auf seinem Haupt und vor ihm eine Menge Geister mit Cymbeln. Er lehrt den Lauf des Himmels und erklärt viele andere Naturbegebenheiten.

Hierauf ließ sich Belial sehen, beinah als ein Engel gestaltet, der auf einem feurigen Wagen fuhr, und mit seinem Diener sehr freundschaftlich umging. Ehedem beteten ihn die Babylonier an und opferten ihm auch.

Nach ihm erschien ein großer mächtiger Geist, Buno, als ein Drache mit drei Köpfen, wovon der mittelste einem Menschenkopf gleich war. Dieser Geist lehrt die Nekromantie und macht die Menschen sehr reich.

Auf ihn folgte ein schrecklicher Geist, Berieth, auch Baal, Belfri und Sibar genannt. Er erschien als ein Kriegsmann in einem rothen Kleide, saß auf einem rothen Pferde und hatte auf seinem Haupt eine rothe Krone von glühendem Gold. Man bannt diesen Geist durch die magische Kunst vermittelst eines Rings. Allein er ist ein Erzlügner und man kann seinen Worten nicht trauen. Er verwandelt alle Metalle in Gold und verleihet große Gewalt und Reichthum.

Nun erschien Gap, in Menschengestalt. Diesem Geist muß man opfern, wenn man die Todten fragen will. Er unterrichtete den Cham, den Sohn Noah, in der schwarzen Kunst. Und sonach ist er der erste, der nach der Sündfluth die Zauberei getrieben und damit ganz erstaunliche Dinge bewirkt hat.

Auf diesen erschien Chax, in Gestalt eines Storchs, mit einer rauhen klappernden Stimme. Er stiehlt das Geld an fremden Orten und bringt es denen, die ihn beschwören.

Hierauf folgte Focalon, ein häßlicher Geist, in Gestalt eines Löwen mit Greifenflü-

geln, auf einem schwarzen Pferd sitzend, eine Natter in der Hand haltend. Dieser thut vielen Schaden auf dem Wasser und Meer.

Nach ihm erschien der Geist Gomory, in Gestalt eines Weibes, auf einem Kameel reitend.

Dann sah man den Geist Androalphus, als einen Pfau gestaltet, mit feurigen Füßen, und seine Spiegel an den Federn leuchteten als die Sonne. Er lehrt die Wissenschaft der Astrologie, und alle andere Künste, die mit derselben verbunden sind.

Nachdem alle diese Geister nach und nach vor Wagnern erschienen und auch wieder verschwunden waren, kam ein Haufen Eichhörner, von mancherlei Farbe. Sie sahen alle hübsch aus, tanzten und hüpften in der Stube herum, sprangen an den Wänden heran und trieben mancherlei Kurzweil. Eins von ihnen ward so groß als ein Pferd und machte Wagnern viel zu schaffen. Indessen sprangen die andern an ihn heran, das eine zwackte ihn an den Kopf, das andere biß ihn in das Bein, so daß er sich ihrer nicht erwehren konnte.

Zuletzt rief er seinen Diener um Hülfe, der war aber nicht gleich bei der Hand. Als er kam, sollte er ihm helfen die Eichhörner erschlagen. Allein das ging nicht so geschwind; denn indem er glaubte die Eichhörner zu schlagen, schlug er seinen Herrn selbst, ohne daß er es wußte. Darüber ward Wagner noch wüthender und sprach im Zorn: Nun seyd ihr denn der Teufel, oder seine Großmutter?

Da sprach der Alte: ja!

Die Thiere liefen immer nach, wo er hinging. Sie peinigten ihn bis den folgenden Tag. Am Ende wurden sie so groß, daß Wagner nicht mehr in der Stube zu bleiben wußte, und zum Unglück auch nicht hinaus konnte.

Am Ende verschwanden sie doch nach einander. Nach dieser Erscheinung wurde Wagner drei Tage blind und krank, so daß seine Freunde anfangs an seiner Wiedergenesung zweifelten. Er erholte sich aber doch nach und nach wieder, und machte das Sprüchwort wahr:

Was an den Galgen gehört, das ersäuft nicht.

Wagner betrügt einen geizigen Spanier zu Toledo.

In einer spanischen Stadt war ein rechter karger Filz, der, ungeachtet seines großen Reichthums, seinem Gesinde doch nicht satt zu essen gab. Derselbe ritt einmal in Begleitung von vier Dienern nach Toledo.

Jedermann kannte bereits Wagnern, und dieser Geizhals hatte ebenfalls von ihm gehört, so daß er neugierig war, ihn kennen zu lernen. Nachdem er seine Geschäfte verrichtet, hatte er nicht Lust in einem Wirthshause einzukehren, weil das zu viel kostete.

Er besann sich kurz, und machte Wagnern mit seiner ganzen Dienerschaft die Aufwartung. Wagner, der ihn schon kannte, empfing ihn höflich, und stellte sich, als wenn er alle die Lobsprüche, die ihm der Spanier vorsagte, mit Freuden hörte. Der Spanier wünschte eine Probe von seiner überall bekannten außerordentlichen Geschicklichkeit, und bat sich aus, er möchte doch durch Hülfe eines Geistes ihm aus entlegnen Ländern köstliche Speisen bringen lassen. Wagner war bereit dazu. Unsicht-

bare Diener deckten sogleich den Tisch und trugen die seltensten Speisen auf, welche der Spanier mit seinen Dienern sich wohl schmecken ließ. Nach geendigter Mahlzeit standen sie auf und rüsteten sich zur Abreise, nachdem die Pferde ebenfalls gut gefüttert worden waren.

Der Spanier bedankte sich bei Wagnern und reiste ab. Kaum waren sie eine Meile geritten, als sie ein großer Hunger ankam. Die Pferde wurden ebenfalls so matt, daß sie kaum die Schenkel heben konnten. Mit genauer Noth kamen sie nach Hause, nachdem sie unterwegs doch hatten essen und futtern müssen.

Der Geizhalz merkte Wagners Schalkheit, und suchte sich zu rächen. Er reiste bald nachher wieder nach Toledo und erkundigte sich bei einem Nekromantisten, ob er ihn nicht auf einen Tag unsichtbar machen könnte. Der Nekromantist sagte, er könnte dies nicht allein auf einen sondern auf mehrere Tage, hing ihm eine Nebelkappe um, und somit war der Spanier unsichtbar.

In diesem Aufzuge ging er in die Woh=

nung Wagners, den er hinter dem Tisch mit dem Johann de Luna sitzend fand, der gerade einige Zauberkünste aufschrieb. So wie er in das Zimmer trat, erkannte ihn Wagner gleich, ungeachtet seiner Nebelkappe, stellte sich aber, als wenn er ihn nicht sähe. Der Spanier gab Wagnern mit seinem scharfen Schwerd einen derben Hieb, daß er nicht anders meinte er läge todt da. Sogleich eilte er Toledo zu verlassen, ehe dieser Mord bekannt würde.

Wagner hatte aber nicht den geringsten Schaden genommen, und war den andern Morgen in Begleitung von 100 Reitern auf dem Landsitz des Spaniers, den sie im Namen der Obrigkeit als einen Mörder gefangen fortführen wollten. Der Spanier flehete um Gnade bei dem angeblichen Hauptmann, der aber Niemand anders war, als Wagner selbst, und die Gemahlin vereinigte ihre Bitten mit den Bitten ihres Gemahls, daß sie nur diesmal Gnade für Recht wollten gelten lassen. Endlich ließ sich der Hauptmann in der Art besänftigen, daß er zweitausend Stück Dukaten annahm, und dafür der Obrigkeit melden wollte, daß er ihn nicht zu Hause getroffen.

Der Spanier bildete sich nicht ein, daß dahinter ein Betrug verborgen wäre, und suchte vielmehr der Obrigkeit zu entgehen, und damit man ihn nicht auskundschaften möchte, verkaufte er sein Landgut, und kaufte sich dafür an einen weit entlegenen Orte ein neues.

Da aber gar keine Nachfragen wegen des Mörders weiter geschahen, merkte er erst, daß ihn Wagner aufs neue schändlich betrogen. Es ärgerte ihn, daß er diesem Spitzbuben so viel Geld umsonst gegeben, und schwur eine blutige Rache.

Er nahm sich daher vor, er wollte ihn nun öffentlich, ohne alle Verblendung, mit seiner Dienerschaft anfallen, und ihn ohne Gnade erschießen, wo und an welchen Ort er ihn auch treffen sollte.

Zu dem Ende begab er sich in die Gegend von Toledo, und als er Wagnern durch andere vors Thor zu locken wußte, fragte er ihn, ob er ihm sein Geld wieder geben wolle oder nicht? Wagner fragte: welches Geld? Der Spanier sagte er würde es schon wissen, welches er meine, und er frage ihn hiermit, ob er es wieder geben wolle oder nicht?

In diesem Augenblick ergriff Wagner den Spanier bei den Haaren und führte ihn hoch in die Lüfte. Der Spanier glaubte nicht anders, als daß er mit dem Teufel zu thun hätte, doch bemerkte er in der Angst, daß ihn Wagner wieder nieder ließ, und glaubte der Höhe nach zu urtheilen, er befände sich auf einem Thurm.

Allein leider merkte er nur zu bald, daß ihn Wagner auf einen Galgen gesetzt. Er rief alle Vorübergehende an, daß sie ihm doch helfen sollten. Einige hatten Mitleiden mit ihm, und zeigten es der Obrigkeit an, welche Gerichtsdiener hinaus schickte, die ihn herunter holten; und darauf in die Stadt vor die Obrigkeit brachten, wo er aussagte, daß er durch die List eines großen Zauberers an diesen Ort wäre gebracht worden.

Wagners Testament und Tod.

Jetzt war Wagners Zeit bis auf einen Monat verflossen. Er wollte den Geist noch um die Frist von einem Jahre bitten, allein derselbe hatte keine Lust dazu. Du hättest — sagte er — eigentlich verdient mit Deinen vielen Sünden, daß Gott Dich eher zu holen verhängt hätte. Du sollst sehen, daß ich auch noch im Stande bin mein Wort zu halten. Hiemit verließ ihn der Geist.

Wagner entdeckte seinem Freunde, dem Johann de Luna, seine Lage und bat sich seinen Rath aus. Johann fragte, wie es seinem Herrn, dem Dr. Faust, ergangen? Wagner erzählte ihm dessen Ende mit allen Umständen.

Ich dächte — sagte Johann de Luna — wenn Du Dich zu Gott bekehrtest, so würdest Du Gnade bei ihm finden, wenigstens habe ich mir vorgenommen, nächstens nach Rom zu reisen und mir Ablaß zu holen. (Bekanntlich ward selbst Pabst Sylvester II. durch Nekromantie Pabst. Er fragte einen kupfernen Kopf, den er wo verschlossen, um Rath, und bekehrte sich doch noch vor seinem Ende und starb selig.)

Wagner wollte sich also zu Gott bekehren und fing an in der Bibel zu lesen. Allein so bald er die Bibel vornahm, machte ihn der Geist blind; er ließ sich also von seinem Famulus etwas vorlesen. Allein diese strenge Lebensart konnte er kaum zwei Tage aushalten. Wagner ging nun etwas spazieren, um sich die Grillen zu vertreiben, da wußte ihm der Geist ein schönes Frauenzimmer vorzuführen, dergleichen er noch niemals gesehen hatte.

Als er zu Hause kam, dachte er an keine Buße, sondern blos an das schöne Weib. Der Geist erschien ihm und erkundigte sich, warum er so traurig wäre? Wagner sagte, er hätte ein schönes Weib gesehen, mit der möchte er gern

scherzen. Indem er noch davon sprach, trat das Frauenzimmer in die Stube und blieb bei ihm drei Wochen, als so lange er mit ihr buhlen konnte. Als aber die Frau Abschied nahm, sah er erst, daß es ein altes Weib war.

Nun machte sich Wagner auf seine Abfahrt gefaßt. Seinem Freund Johann übergab er seine Bücher und geheime Sachen, mit der Bedingung, daß er nach seinem Tode für seinen Famulus sorgen und sich seiner auf das beste annehmen sollte; welches dieser auch gern versprach.

Ferner vermachte er dem Johann de Luna sein ganzes Vermögen, das aber von keinem großen Werth war; zu dieser Verlassenschaft gehörte auch der Geist Cynabal. Dieser Geist sollte ihm nicht blos Ehre und Ruhm, sondern auch Kunst und Geschicklichkei verschaffen. Dieser Johann de Luna übertraf in der Folge auch wirklich den Faust und Wagner nicht blos in der Kunst, sondern auch an Verstand, wie wir dies in seinem eignen Lebenslauf nächstens zeigen werden.

Wagner ging hierauf allein in seine Kammer, heulte und schrie, und klagte sich selbst wegen seines begangnen Lebens an und brachte die Zeit damit zu, seine Sünden seinen Freunden zu erzählen.

Den andern Tag legte er sich in den von

ihm bestellten Sarg. Johann de Luna mußte sich auf die eine, und sein Knecht Claus auf die andere Seite setzen, mit dem Befehl, daß sie Gott für ihn um Barmherzigkeit bitten sollten; welches sie denn auch thaten.

Auf seine Bitte sangen sie auch erbauliche Lieder und lasen Messe, weil Wagner meinte, daß er auf diese Weise den bösen Geist abschrekken und von sich entfernen könnte; da er sie denn auch fleißig bat, sie möchten in ihrem Gebet nicht ermüden.

Allein alle diese Vorsicht half nicht; denn so wie die Stunde kam, erschien der Geist als ein großer, starker, brausender Wind, kehrte den Sarg um, und stieß die beiden Wächter über den Haufen, so daß sie Hören und Sehen vergaßen.

Erst nach drei Stunden kamen sie wieder zu sich selbst, und fanden in der Stube weiter nichts, als einige Knochen und Fleisch, so wie das Gehirn ihres Herrn und Meisters an der Wand kleben. Alles dies sammelten sie in ein Gefäß zusammen und wollten es aufbewahren, allein der Geist kam bald und holte es ihnen ab. Wo Wagners Leib nebst dem Sarg geblieben, das kann man sich leicht vorstellen.

X VII 92

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schotus, Fridericus.

Des berüchtigten Zauberers Christoph Wagners Leben und Thaten nach der alten Tradition aufs neue erzählt

Neu-Ruppin 1798

Phys.m. 257 ke
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132985-1
VD18 10608109